Ex Libr: Ios: Ant: Imhof de
Spielberg Coll: Ecc: S: Petri
Præp: et S: Maurit: Dec: A.V.

Phil.
946
- 2 -

Der
Philosoph
für die Welt.

Herausgegeben
von
J. J. Engel.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Zweiter Theil.

Vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.
1787.

Inhalt.

Im zweyten Theil.

Funfzehntes Stück: Traum des Galilei. — Oder: Von den Freuden der Erkenntniß. S. 1
Sechszehntes Stück: Das Weyhnachtgeschenk. 18
Siebenzehntes Stück: Der Habicht. Ein Gespräch über die Einführung der Raubthiere in die Natur. 24
Achtzehntes Stück: Proben Rabbinischer Weisheit. Aus dem Talmud und dem Midrasch gezogen. 48
Neunzehntes Stück: Die Bildsäule. 66
Zwanzigstes Stück: Die Curmethoden. 83
Ein und zwanzigstes Stück: An Herrn Z***. Von dem moralischen Nutzen der Dichtkunst. 91

Zwey und zwanzigstes Stück: Elisabeth Hill. S. 107
Drey und zwanzigstes Stück: Der arme Jakob, der genug hat. Aus einem amerikanischen Almanach. 115
Vier und zwanzigstes Stück: Ueber Emilia Galotti. Vierter Brief. 126
Fünf und zwanzigstes Stück: Die Wissenschaften; eine Allegorie nach dem Platon. 148
Sechs und zwanzigstes Stück: Das Zaubermahl. 154
Sieben und zwanzigstes Stück: Ueber den Tod. Erste Unterredung. 164

Funfzehntes Stück.

Traum des Galilei. *)

Galilei, der sich um die Wissenschaften so unsterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen und ruhmvollen Alter, zu Ar-

*) Galilei ward zweymal vor die Inquisition in Rom geladen, weil er das System des Kopernikus vertheidigte, das der heiligen Schrift entgegen schien. Das zweytemal saß er lange gefangen und in größter Ungewißheit wegen seines Schicksals; endlich gab man ihn unter der Bedingung frey, daß er nicht aus dem Herzogthume Florenz weichen sollte. Seine wichtigsten astronomischen Entdeckungen, die er theils allein,

cetri im Florentinischen. Er war bereits seines edelsten Sinnes beraubt, aber er freute sich dennoch des Frühlings; theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der düftenden Blüthen willen, theils um der lebhaftern Er-

theils mit andern zugleich machte, sind diejenigen, deren in diesem Traume erwähnt wird. Er lebte nach seiner letzten Gefangenschaft auf seinem Landhause zu Arcetri, verlor sein Gesicht, und genoß in den letzten Jahren bis an seinen Tod der Gesellschaft des Viviani, der nachher sein Leben beschrieb und seinen Namen nie anders als mit dem Zusatze zu unterzeichnen pflegte: Schüler des Galilei. Mit diesen wenigen Anmerkungen wird in dem nachfolgenden Aufsatze hoffentlich nichts mehr dunkel seyn. Umständlichere Nachrichten findet man in Montucla Histoire des Mathematiques, Heumanns Actis Phil. und andern bekannten Büchern. — (S. vor allen die jetzt erschienene Lebensbeschreibung des Galilei von Herrn Jagemann.)

innerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

Einst, in seinem letzten Frühling, ließ er sich von Viviani, seinem jüngsten und dankbarsten Schüler, in das Feld um Arcetri führen. Er merkte, daß er sich für seine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz seinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weißt, sagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müssen. — Viviani setzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichsam in einer Wolke von Wohlgeruch saß, erinnerte er sich der heißen Sehnsucht nach Freyheit, die ihn einst zu Rom, bey Annäherung des Frühlings, befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen seine grausamen Verfolger ausschütten, als er schnell wieder einhielt, und sich selbst mit den Worten be-

strafte: Der Geist des Kopernikus möchte zürnen.

Viviani, der noch von dem Traum nicht wußte, auf den sich Galilei bezog, bat ihn um Erläuterung dieser Worte. Aber der Greis, dem der Abend zu kühl und für seine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erst zurückgeführt seyn, eh er sie gäbe.

Du weißt, fing er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schicksal in Rom war, und wie lange sich meine Befreyung verzögerte. Als ich fand, daß auch die kräftigste Fürsprache meiner Beschützer, der Medicis, und selbst der Widerruf, zu dem ich mich herabließ, noch ohne Wirkung blieben, warf ich mich einst, voll feindseliger Betrachtungen über mein Schicksal und voll innrer Empörung gegen die Vorsehung, auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannst, rief ich aus, wie untadelhaft ist dein Leben gewesen! Wie mühsam bist du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falschen Weisheit

durchwandert, um das Licht zu suchen, das du nicht finden konntest! Wie hast du alle Kraft deiner Seele dran gesetzt, um hindurch zur Wahrheit zu brechen, und sie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! Wie karg gegen dich selbst hast du oft die Tafel geflohn, nach der dich gelüstete, und den Becher, den du ausleeren wolltest, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge zu den Arbeiten des Geistes zu werden! Wie hast du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um sie der Weisheit zu schenken! Wie oft, wenn alles um dich her in sorgloser Ruhe lag und den ermüdeten Leib zu neuen Wohllüsten stärkte; wie oft hast du vor Frost gezittert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten! Oder in trüben umwölkten Nächten beym Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen und die Welt zu erleuchten! — Elender! Und was ist nun die Frucht deiner Arbeit? Was für Gewinn hast du nun für

alle Verherrlichung deines Schöpfers und alle Aufklärung der Menschheit? — Daß der Gram über dein Schicksal die Säfte aus deinen Augen trocknet; daß sie dir täglich mehr absterben, diese treusten Gehülfen der Seele; daß nun bald diese Thränen, die du nicht halten kannst, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden!

So sprach ich zu mir selbst, **Viviani**, und dann warf ich einen Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Diese Unwürdigen, rief ich, die in geheimnißreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdiges Gewand ihre Laster hüllen, die zur schnöden Ruhe für ihre Trägheit sich menschliche Lügen zu Aussprüchen Gottes heiligten, und den Weisen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden schlagen, daß nicht sein Licht sie in ihrem wohllüstigen Schlummer stöhre; diese Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüste und das Verderben der Welt sind: wie lachen sie, in ihren Palästen, des Kummers! wie genießen

ſte, in unaufhörlichem Taumel, des Lebens! wie haben ſie dem Verdienſte alles geraubt; auch das heiligſte ſeiner Güter, die Ehre! wie ſtürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das ſie um die Frucht ſeiner Aecker betrügen, und ſich Freudenmahle von dem Fett ſeiner Heerden und dem Moſt ſeiner Trauben bereiten! — Und du, Unglücklicher! der du nur Gott und deinem Berufe lebteſt; der du nie in deiner Seele eine Leidenſchaft aufkommen lieſſeſt, als die reinſte und heiligſte für die Wahrheit, der du, ein beſſerer Prieſter Gottes, ſeine Wunder im Weltſyſtem, ſeine Wunder im Wurm offenbarteſt; mußt du jetzt auch das Einzige miſſen, wornach du ſchmachteſt? das Einzige, was ſelbſt den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben iſt — Freyheit? Welches Auge wacht über die Schickſale der Menſchen? Welche gerechte unpartheyiſche Hand theilt die Güter des Lebens aus? Den Unwürdigen läßt ſie alles an ſich reißen; dem Würdigen alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einschlief; und alsbald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er stand und betrachtete mich mit stillschweigendem Wohlgefallen, indessen mein Auge voll Verwundrung auf seiner denkenden Stirne und den silbernen Locken seines Haupthaars ruhte. — Galilei! sagte er endlich, was du jetzt leidest, das leidest du um Wahrheiten, die ich dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freyheit gerettet. — Du bist Kopernikus! rief ich, und schloß ihn, noch eh er mir antworten konnte, in meine Arme. — O sie sind süß, Viviani, die Verwandschaften des Bluts, die schon selbst die Natur stiftet; aber wie viel süßer noch sind Verwandschaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als selbst die Bande der Bruderliebe, sind die Bande der Wahrheit! Mit wie seligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungskreises, der erhöheten Seelenkraft, der freyen

Mittheilung aller Schätze der Erkenntniß, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit hereintritt!

Siehe! sprach nach erwiederter Umarmung der Greis, ich habe diese Hülle zurückgenommen, die mich ehemals einschloß, und will dir schon itzt seyn, was ich dir künftig seyn werde — dein Führer. Denn dort, wo der entfesselte Geist in rastloser Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort ist die Ruhe nur Tausch der Arbeit: eignes Forschen in den Tiefen der Gottheit wechselt nur mit dem Unterricht, den wir den spätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erste, der einst deine Seele in die Erkenntniß des Unendlichen leitet, bin Ich. — Er führte mich bey der Hand zu einer niedergesunkenen Wolke, und wir nahmen unsern Flug in die unermeßliche Weite des Himmels. Ich sah hier den Mond, Viviani, mit seinen Anhöhen und Thälern; ich sah die Gestirne der Milchstraße, der Plejaden und des Orions; ich sah die Flecken der Son-

ne und die Monden des Jupiters: alles, was ich hienieden zuerst sah, das sah ich dort besser mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich selbst, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menschenfreund unter seinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durcharbeitete mühvolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückseligkeit, an einer Glückseligkeit, die der nie fühlen kann, der leer an Erkenntniß in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, Viviani, auch nicht in diesem zitternden Alter, aufhören nach Wahrheit zu forschen: denn wer sie hier suchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt; aus jeder bestättigten Einsicht, aus jedem vernichteten Zweifel, aus jedem enthüllten Geheimniß, aus jedem verschwindenden Irrthum. — Siehe! Ich fühlte dieß alles in jenen Augenblicken der Wonne; aber auch nur dieß Einzige, daß ich es fühlte, ist mir geblieben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückseligkeit in dem Meer ihrer aller.

Indem ich so sah und staunte, und mich in dessen Größe verlor, der dieß alles voll allmächtiger Weisheit schuf, und durch seine ewigwirksame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Gespräch meines Führers zu noch höhern Begriffen. — Nicht die Grenzen deiner Sinne, sagte er, sind auch die Grenzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir herüberschimmert; noch viele tausende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im endlosen Aether: und jede Sonne, wie jede sie umkreisende Sphäre, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert; wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen konnten, da wallen Wesen! Nicht Eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo der sparsame Schöpfer nicht Leben hinschuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben: und durch diese ganze zahllose Mannichfaltigkeit von Wesen hindurch herrscht, bis zum klein-

sten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung; ewige Gesetze stimmen alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie: unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten. — Zwar, was sag ich dir das schon itzt, Galilei? Denn diese Seligkeiten faßt doch ein Geist nicht, der noch gefesselt an einen trägen Gefährten, in seiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und sich schon zum Staube zurückgerissen fühlt, wenn er kaum anfing, sich zu erheben!

Er mag sie nicht fassen, rief ich, diese Seligkeiten, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle; aber gewiß, er kennt sie, Kopernikus, nach ihrer Natur, ihrem Wesen. Denn welche Freuden schafft nicht, schon in diesem irrdischen Leben, die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, schon in diesen sterblichen Gliedern, ein

Geist, wenn es nun anfängt, in der ungewissen Dämmerung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß aufgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, voll unendlicher Schönheit! — Erinnre dich, der du selbst so tief in die Geheimnisse Gottes schautest und den Plan seiner Schöpfung enthülltest; erinnre dich jenes Augenblicks, als der erste kühne Gedanke in dir heraufstieg, und sich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu fassen, zu bilden, zu ordnen; erinnre dich, als nun alles in herrlicher Uebereinstimmung vollendet stand, mit wie trunkner Liebe du noch einmal das schöne Werk deiner Seele überschautest, und deine Aehnlichkeit mit dem Unendlichen fühltest, dem du nachdenken konntest! — O ja, mein Führer! Auch schon hienieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sies nicht: warum sähn wir aus ihrem Schooße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — —

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde gesunken, und ließ sich jetzt, wie es mir dünkte, auf einen der Hügel vor Rom nieder. Die Hauptstadt der Welt lag vor uns; aber voll tiefer Verachtung streckt' ich aus meiner Höhe die Hand hin, und sprach: Sie mögen sich groß dünken, die stolzen Bewohner dieser Paläste! weil Purpur ihre Glieder umhüllt, und Gold und Silber auf ihren Tafeln das Kostbarste beut, was Europa und Indien tragen! Aber, wie der Adler auf die Raupe im Seidengespinnst, so sieht auf diese Blöden der Weise herab; denn sie sind Gefangne an ihrer Seele, die über das Blatt nicht hinaus können, an dem sie kleben, indessen der freye Weise auf seine Höhen tritt und die Welt überschaut, oder sich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott schwingt, und unter Sternen einhergeht.

Da ich so sprach, Viviani, da umwölkte sich mit feyerlichem Ernst die Stirn meines Führers; sein brüderlicher Arm sank von mei-

nen Schultern herab, und sein Auge schoß einen drohenden Blick bis ins Innerste meiner Seele. — Unwürdiger! rief er; so hast du sie schon auf Erden gefühlt, jene Freuden des Himmels? Hast deinen Namen herrlich gemacht vor den Weisen der Nationen? Hast sie alle erhöht, deine Seelenkräfte, daß sie bald freyer und mächtiger fortwirken im Erkenntniß der Wahrheit, eine Ewigkeit durch: und nun dich Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienst werden soll, und dein Herz sich mit Tugenden schmücken, wie dein Geist mit Erkenntniß: nun ist es ohne Spur vertilgt, das Gedächtniß des Guten, und deine Seele empöret sich wider Gott? — — Hier erwacht' ich von meinem Traum, sah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängniß zurück geworfen, und überschwemmte mit einer Fluth von Thränen mein Lager. Dann erhob ich, mitten durch die Schatten der Nacht, mein Auge und

sprach: O Gott voll Liebe! Hat das Nichts, das durch dich etwas ward, deine Wege getadelt? Hat der Staub, dem du Seele gabst, hat er auf die Rechnung seiner Verdienste geschrieben, was Geschenke deiner Erbarmung waren? Hat der Unwürdige, den du in deinem Busen, an deinem Herzen nährtest, dem du so manchen Tropfen Seligkeit reichtest aus deinem eigenen Becher; hat er deiner Gnaden und seiner Vorzüge vergessen? — Schlage sein Auge mit Blindheit! Laß ihn nie wieder die Stimme der Freundschaft hören! Laß ihn grau werden im Kerker! Mit willigem Geist soll ers tragen, dankbar gegen die Erinnerung seiner genoßnen Freuden und selig in Erwartung der Zukunft! —

Es war meine ganze Seele, Viviani, die ich in diesem Gebete hingoß; aber nicht das Murren des Unzufriednen, nur die willige Ergebung des Dankbaren hatte der Gott vernommen, der mich zu so viel Seligkeit schuf; denn siehe! Ich lebe hier frey zu Arcetri, und

nur heute noch hat mich mein Freund unter die Blumen des Frühlings geführt.

Er tappte nach der Hand seines Schülers, um sie dankbar zu drücken; aber Viviani ergriff die seinige, und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

Sechszehntes Stück

Das Weyhnachtsgeschenk.

Ich nahm von der Toilette eines jungen Frauenzimmers ein Buch auf, und begriff nicht, warum sie es so eilfertig wegriß. Sie erröthete über den Verdacht, den sie zu erwecken schien, und las mir, zu ihrer Rechtfertigung, die ersten Seiten vor, die von der Hand ihres Vaters waren. Ich bat sie um eine Abschrift, und sie war gütig genug, mir eine zu geben. Hier ist sie:

»So ein unbedeutendes Geschenk einige leere Blätter scheinen möchten, so sind doch gewiß an dem heutigen Tage, an dem selbst der Geiz und die Armuth freygebig werden, wenige mit so gutem Herzen gemacht worden, und vielleicht keines, das dem Beschenkten so nützlich wäre, als du dieses dir machen kannst.«

»Ich habe es dir schon mehrmalen gesagt: Ein wenig Athem oder ein paar Federstriche, die wir für unsre Gedanken aufwenden, so schwer uns auch manchmal beydes ankommen mag, werden reichlich wieder durch die Deutlichkeit, die Ordnung und das Leben eingebracht, das eben diese Gedanken dadurch erhalten. Es ist seltsam, daß man von einer so kleinen Ursache so große Wirkungen verspricht; aber es ist wahr. So lange der Mensch nicht reden konnte, so sahe, hörte, fühlte und schmeckte er blos; aber er dachte nicht. So lange der Mensch nicht schreiben konnte, dachte er wenig und redte schlecht. Die Zunge und der Griffel machten endlich den Menschen zu dem, was er werden sollte. Seine Begriffe wurden helle, indem er sie mitzutheilen suchte; sie wurden methodisch, indem er ihnen eine gewisse Fortdauer gab, die sie der Verbesserung und Ausbildung fähig machte. Und dieser Weg, den das ganze menschliche Geschlecht nahm, um klüger zu werden, ist auch im-

mer noch der einzige für den einzelnen Menschen.“

„Du, mein Kind, hast schon den einen großen Schritt zur Weisheit gethan. Du hast Weise reden hören, oder hast das gelesen, was du von ihnen gewünscht hättest zu hören. Wenn es heutiges Tages kein großer Ruhm mehr für ein Frauenzimmer ist, daß es liest; so ist es noch immer einer, daß es aus Lehrbegierde liest, um vernünftiger und besser zu werden. Die Eitelkeit, die sich jetzt auf diese Seite gelenkt hat, vernichtet den Werth des Lesens, indem sie den Entzweck desselben verkehrt, und verwandelt die Weisheit in einen bloßen Putz. Hunderte empfinden, indem sie ein Buch lesen, kein Vergnügen stärker, als daß sie den Augenblick voraussehen, wo sie werden sagen können: Ich hab es gelesen! — Du, mein Kind, kennst die Absicht des Lesens besser, und es fehlt dir nur noch etwas Muth und Uebung, um sie ganz zu erreichen.“

„Unsre Seele ist ein Maler, der entweder

Originale nach der Natur, oder Copien von guten Originalen malt. Jene sind ihre eignen Empfindungen, ihre eignen Beobachtungen und Schlüsse; diese sind alle die Begriffe, die wir durch Unterricht und Lectüre erhalten. Gute Meister verfertigen die Copien nur als Schulen — so nennen sie ihre Uebungsstücke — um ein richtiges Auge und eine feste Hand zu bekommen; Schlechte bleiben dabey stehen und gründen darauf ihren ganzen Ruhm.«

»Es kommt also alles darauf an, das, was andre aus ihren Erfahrungen durch eine lange oder durch eine kurze Reihe von Schlüssen gefolgert haben — denn auf Erfahrungen läßt sich doch am Ende alles zurückbringen — so anzusehen, als ob wir es aus unsern eignen gezogen hätten. Ehe wir selbst denken, müssen wir erst einem andern nachdenken lernen. Das ist also der zweyte Schritt, den du zwar auch schon versucht hast, den du aber nun noch beherzter thun mußt: Werde aus einer Leserin zu einer Schriftstellerin! Wenn du liesest, so

sondre den Gedanken vom Ausdrucke ab; nimm ihm seinen Putz, und unterbrich zuweilen das Vergnügen, womit bey jedem Menschen die Neugierde das Weitergehen verknüpft, so lange, bis du dir mit ein paar Worten das denken kannst, was der Verfasser vielleicht auf Seiten gesagt hat. Diese paar Worte schreibe nieder; sie sind alsdann dein, so wie der Gedanke, den sie ausdrücken. Große Bücher können auf diese Art in Blätter verwandelt werden, die für uns mehr werth sind, als die Bücher, und die uns schon der Fähigkeit, selbst etwas Lesenswerthes zu schreiben, einen Schritt näher bringen.«

»Aber nicht lange werden diese Auszüge blos abgekürzte fremde Gedanken seyn; du wirst in kurzem deine eigenen in ihnen entwickeln. Die Ideen entzünden einander, wie die elektrischen Funken. Wenn die Seele einmal in Arbeit und in Bewegung ist; wenn sie einmal den Faden des Denkens in der Hand hat; so geht sie geschwinde von der Nachbildung fremder Begriffe

zur Hervorbringung eigener über. Ehe man sichs versieht, kommt aus dem eignen Schatz unsrer Empfindungen ein Gedanke hervor, der für sich selbst zu schwach war emporzukommen, jetzt aber, weil er dem Gedanken des Verfassers nahe liegt, von diesem aufgeweckt und gehoben wird. — Versuch es, mein Kind; denn ich bin bey deinen Fähigkeiten gewiß, daß es dir glücken muß: und ist es dir nur einmal geglückt, so bin ich eben so gewiß, daß du fortfahren wirst. Das Denken giebt uns ein so reines und ein so lebhaftes Vergnügen, daß, wer es nur einmal in seinem Leben gekostet hat, es nie wieder entbehren kann.«

V.

Siebenzehntes Stück.

Der Habicht.

„Verdammter Dieb!“ — schrie der hypochondrische Tuff, als vor unsern Augen ein Habicht auf ein Küchlein herabschoß und es erwürgte. — Sein äußerst ängstlicher Ton machte mich lachen. Es war, als ob er die diebische Klaue an seinem eigenen Herzen fühlte.

Freund! fing ich an, wenn Sie auf alles, was junge Hühner stiehlt, so ergrimmt sind, so möcht' ich wissen, wie Sie sich selbst ertragen. Denn wohl bedacht, sind Sie der schlimmste Habicht im Lande. — Tuff, wie man wissen muß, lebte bey seiner Brunnencur, wie ein anderer Law oder Newton, von nichts als Hühnern. Alles andere Fleisch, sagte sein Arzt, wäre zu schwer, und Gemüse wären zu blähend.

Er fand, daß ich Recht hatte, und ward noch ängstlicher, als zuvor. — Schlimm genug, sagte er endlich, daß ich armer schwächlicher Mann ohne Hühner nicht leben kann!

Das kann der Habicht auch nicht, mein lieber Tuff. Was Ihnen der Arzt verbeut, das hat ihm selbst die Natur verboten. Ihm bekommt kein Gemüse.

Dieser Grund war zu einleuchtend und setzte den Habicht zu genau in den eigenen Fall unsers Tuffs, als daß er noch hätte weiter können. Er sah sich ausdrücklich nach der Stelle um, wo der Fang geschehen war, und that dem Räuber eine Ehrenerklärung. — Aber, fing er nun an; die Natur! die Natur! Und dann rechnete er mir mit einer wundernswürdigen Fertigkeit des Gedächtnisses — ob er gleich alles Gedächtniß glaubte verloren zu haben — eine Menge von Raubthieren her, die er aus allen Elementen und allen Himmelsstrichen zusammen brachte. Ist nicht die Natur, schloß er endlich, eine grausame Mut-

ter? Zeigt sich nicht ein offenbarer Widerspruch in ihren Werken und Anstalten?

Ein Widerspruch, lieber Tuff? — Sie bedenken nur nicht, was dann folgen würde. Mit Widersprüchen könnte ja die Natur nicht bestehen.

Warum nicht? — Sie besteht, wie trotz allen seinen Krankheiten mein Körper besteht; und Krankheiten sind ja auch nichts anders, als Widersprüche in der Maschine.

Aber Ihr Körper vergeht auch, indeß die Natur — —

Der Mann war zu krank, um mir Recht zu lassen. Er kehrte von einem Wege, auf dem er kein Fortkommens sah, plötzlich zurück, und fing von vorn wieder an. — Wozu denn nun, fragte er, dieser liebreiche Instinkt der Henne, ihr Ey zu bebrüten, das herausgebrütete Küchlein zu wärmen, zu füttern, zu locken, zu schützen, wenn da oben in seiner Höhe ein gieriger Räuber lauert, es mit seinen durchdringenden Augen ausspäht, und auf

pfeilschnellen Flügeln herabschießt, es zu erwürgen? — Wenn das nicht Widerspruch in der Natur ist! — —

Nun es sey einer! Ich gebe nach, lieber Tuff. — Aber wenn Sie manchmal die unangenehme Empfindung haben, als ob Sie läuten hörten: wo vermuthen Sie dann, daß dieß Läuten ist? Auf dem Thurme oder in Ihrem Kopfe?

Sonderbar! Es ist freylich in meinem Kopfe.

Und woher, glauben Sie, daß es kommt?

Von der Schwäche meiner Nerven vermuthlich.

Nun also! Die Anwendung gemacht! — Auch jene Widersprüche sind einzig in Ihrem Kopfe, und entstehn von der Schwäche Ihrer Vernunft.

Das kann seyn, sagte Tuff; ich wills glauben. — Aber wahrlich, mein Freund! — und er holte aus voller Brust einen Seufzer — bey so schwachen Nerven, wie ich sie habe,

wär' es besser, lieber gar nicht zu leben. Man wird sein Leben nur durch widrige Empfindungen inne. — Und bey so ohnmächtigen Kräften unsrer Vernunft; wär' es da nicht auch besser, lieber keine zu haben? Man merkt ja kaum, daß man sie hat, als durch Zweifel und Unruhen.

Wie spricht denn aber Ihr Arzt, wenn Sie ihm Ihre Zufälle klagen?

Muth! Muth! spricht er immer.

Sehr recht! Denn auf Muth kommts nur an. — Mit etwas mehr Vertrauen zu Ihren Kräften und einem etwas fleißigern Gebrauch dieser Kräfte, würden Sie bald — nicht zu einem völlig gesunden, aber doch zu einem ganz erträglichen Leben kommen. Mit der Vernunft, lieber Tuff, ists das Gleiche. Sie darf ihren Kräften nur trauen, und darf sie nur unermüdet gebrauchen; so wird sie gewiß — nicht zu einer ganz zweifelfreyen, aber doch zu einer ganz beruhigenden Einsicht kommen. — Um mit dem vorhabenden Fall einen Versuch zu machen; tragen Sie Ihren Widerspruch einmal vor!

Braucht es das noch? Ist es nicht klar, was ich will? — Wenn ich von der Einen Seite die Natur betrachte; o da ist alles so mütterlich, so weise, so gütig! Ich finde di vortreflichsten Anstalten zur Erhaltung ihrer Geschöpfe, die sorgsamste Verwahrung der innern Quellen des Lebens, die schicklichsten Werkzeuge zum Ausspähen und züm Ergreifen der Nahrung, unaufhörliche Thätigkeit aller Elemente Nahrung hervorzubringen, unerschöpflichreiche Werkstätten der Erzeugung, mächtige Instinkte, den Müttern und Jungen zur Erhaltung der Gattung eingeprägt: aber von der andern Seite? — o, da ist alles wieder so wild, so fürchterlich, so tyrannisch! Ich sehe so viel mördrische, nach Blute lechzende, zum Blutvergießen gerüstete Thiere; sehe so viel Rachen und Klauen gewaffnet, so viel Gewebe und Gruben bereitet, so viel Stachel und Zungen vergiftet, daß meine ganze Vernunft daran irre wird, und mein ganzes Herz nicht weiß, soll es mehr Vergnügen oder mehr Abscheu empfinden.

Versteh ich Sie, lieber Tuff? Sie wollen sagen, daß es die Natur fast so arg macht, als der Herr dieses Landguts. — Die Gegend umher war ihm zu offen, zu öde; er wünschte den Prospect durch ein schattichtes Wäldchen zu schließen, maß ein unfruchtbares Stück Land ab und säte Fichten darauf. Jetzt, da die jungen Bäume pfeilgerade neben einander aufgeschossen sind und den lieblichsten Schatten bieten; was thut er? Er schickt Arbeiter drüber, legt allenthalben eine unbarmherzige Axt an, und läßt weit über die Hälfte des Waldes niederhauen. — Eben so nun, glauben Sie —

Nicht doch! Nicht doch! rief Tuff. Jener Aushau war nothwendig, selbst zur Erhaltung des Waldes. Wenn alles so ins Wilde hineinwüchse, so würde bald nichts mehr wachsen; denn Eins würde das Andre ersticken. Wir würden am Ende ein weit kleineres Wäldchen haben, und dieses Wäldchen weit unvollkommner.

Meynen Sie doch? Nun, so wäre ja eben

dieß ein Beweis, daß oft ein Zweck durch Mittel erreicht wird, die ihm anfangs durchaus entgegenschienen. — Lassen Sie uns jetzt vor allen Dingen den Zweck der Schöpfung suchen! — Worin setzen Sie ihn? In ihre todten oder in ihre lebendigen Werke?

In die letztern, versteht sich.

Also, wenn eben die Erhaltung des Lebens, die Stärke des Lebens, die Fülle des Lebens jene Aufopferungen nothwendig machte; so wäre die Natur völlig gerechtfertiget? Nicht? — Denn Sie wollen doch so viel Leben, als nur bestehen kann? Und wollen doch dieses Leben so gesund, so blühend, als möglich?

Wie anders? — Wenn ich das Leben als Zweck will, so muß ich auch viel Leben wollen, und glückliches Leben.

Gut, lieber Tuff! Wir bevölkern also alle Himmelsstriche, alle Elemente mit Leben. Wo wir nur irgend ein Nahrungsmittel in der leblosen Natur finden, da setzen wir eine Thierart hin, die es genieße. Nicht wahr?

Allerdings! —

Mithin behalten wir alle die Thierarten bey, die sich von Gras, von Kräutern, von Wurzeln, von Hölzern, von Blumen, von Blättern, von Moos, allenfalls auch von den überflüßigen Säften der andern Thiere nähren. Meynen Sie nicht?

Ohne Zweifel! —

Hingegen alle Raubthiere schaffen wir fort; alle blutgierigen Tieger verbannen wir; alle Gruben der Ameislöwen schütten wir zu; alle hinterlistigen Spinneweben stäuben wir aus allen Winkeln der Natur rein heraus?

Ganz recht! Rein heraus, rief er freudig.

Aber die Habichte, Tuff? — Die ungefiederten wenigstens!

Nein, auch damit fort! Laß sie Gemüse essen! Auch mit den Iltissen fort! Aus jedem Eye muß nun ein Küchlein, und aus jedem Küchlein ein Huhn werden —

Recht! Und dann und wann auch ein Hahn!

Damit wir noch mehr Leben bekommen, und glückliches Leben.

Nun ja wohl! Auch ein Hahn. Das versteht sich. — O ich fange an, mich in die Natur, wie sie jetzt wird, zu verlieben. Dieses ungestörte Glück aller Geschöpfe, diese holdselige Eintracht, dieser tiefe, unschuldige, allgemeine Frieden — —

Schön! Allerdings! Aber wir wollen doch mit der Vernunft einmal zusehn, was wir hier mit der Einbildung gemacht haben. — Wär es Ihnen denn recht, lieber Tuff, daß kein andrer lebendiger Laut in der ganzen Natur erschallte, als Hahnengekräh und Hühnergeschrey? — Denn wenn alle die Hähne der ersten Generation zum Buhlen und alle die Hühner zum Brüten kommen, so sehen Sie wohl, daß schon bey der zehnten dieses eine Geschlecht viele andern verdrängt haben muß — Oder sähen Sies lieber, daß ohne Unterlaß eine allgemeine Seuche einbräche, die jede Thierart

auf das rechte Verhältniß zurücksetzte, wobey jede bestehen könnte?

Warum das? Ich sehe die Nothwendigkeit nicht. — Schränken Sie nur die gar zu große Vermehrbarkeit der Thiere ein, und die Schwierigkeit ist gehoben.

Gehoben? So, daß sieben andre entstehen. — Denn mit jener Vermehrbarkeit, Freund; wie viel Thätigkeit, Vergnügen, Geselligkeit hört da auf! Und wenn nun Krankheiten kommen; wenn Revolutionen der leblosen Natur die Geschlechter verwüsten: Soll es Jahrhunderte dauren, ehe die Lücke sich wieder ausfüllt? ehe der Abgang des Lebens und der Glückseligkeit in der Schöpfung wieder ersetzt wird?

Krankheiten? Revolutionen? — sagte er nachdenkend.

Sie stocken schon, seh ich. — Doch gesetzt, daß Sie auch hiewider noch Mittel fänden: die Thiere können doch nicht ewig so fortleben? Die Kräfte der Natur müssen sich doch endlich erschöpfen?

Nun ja! Erschöpfen freylich, nur nicht gewaltsam in der besten Blüthe vertilgt werden.

Aber wenn sie sich nun erschöpfen? — Wir bekommen da eine unendliche Menge von Leichnamen; denn, wie wir wissen, so ist die Natur einer unbegreiflichen Menge Lebens fähig, und so viel Leben soll doch da seyn, als nur immer bestehen kann. — Was fangen wir mit diesen Leichnamen an?

Was die Natur damit anfängt! — Wir übergeben sie der Verwesung, lassen die zerstörten organischen Theile sich in ihre Elemente auflösen, befruchten damit den entkräfteten Erdboden, treiben neue Früchte und Nahrungsmittel zur Erhaltung jeder Nachwelt heraus; und so im Kreislaufe fort!

Wenn nur das nicht Zeit brauchte, mein Freund! Wenn nur diese Auflösung das Werk eines Augenblicks wäre? — Erinnern Sie sich, wie es uns neulich dicht am Fichtenwäldchen erging? was für schnelle Beine Sie da bekamen?

O ums Himmels willen! rief Tuff, indem er mit abgewandtem und vor Ekel ganz verzerrtem Gesichte zurücktrat; an was erinnern Sie mich? Wissen Sie, daß mir das scheußliche Bild noch jetzt den Athem versetzt? daß ich die ganze Nacht durch — —

Stille! Stille davon! Wo ich Sie ins Erzählen Ihrer Zufälle lasse, so ists um unser Gespräch gethan, und das wäre doch Schade. — Sie sehn also nun, daß unsre zu weichherzige Güte Grausamkeit wird; daß wir den Thieren die Luft, die sie einathmen, verpesten, sie tausend unangenehmen und schmerzhaften Empfindungen aussetzen, und ihnen endlich ein frühes Grab bereiten. Sie sehen, daß wir über dem gar zu ängstlichen Schonen des Lebens zu wirklichen Verschwendern des Lebens werden, und die Welt, die wir zum Paradiese verschönern wollten, zu einem Kerker von Calcuta *)

*) Wo die eingesperrten Engländer in ihren eigenen Dünsten ersticken mußten. S. Ives Reisen.

verschlimmern. — Sehen Sies nicht, lieber Tuff? —

Nicht so recht! Sie überschleichen mich, deucht mir. — Ich habe Ihnen nur so viel Leben eingeräumt, als zusammen bestehen könnte. Setzen Sie also gleich anfangs nicht mehr, als daß keine Fäulniß, keine Verpestung der Luft zu besorgen stehe.

Aber wenn ich das setze — können Sie wissen, auf welche geringe Anzahl Sie das Leben nun einschränken? Oder ist es nicht bloßer Eigensinn, zur Verhütung alles Mordes, die Zahl der Wesen, die sich ihres Daseyns freuen und glücklich seyn können, so sehr vermindern zu wollen? — Sterben müssen sie doch, die Thiere: und wer sagt Ihnen denn, daß der gewaltsame Tod nicht, eben so wie er der kürzeste ist, auch der leichteste sey? —

Der leichteste? Man stirbt noch leichter, denk ich, vor Alter, wo Sterben nur Einschlummern heißt. — Und kommts denn nur darauf an, leicht zu sterben? Nicht auch, glücklich zu

leben? Werden die Thiere denn nicht zum Leben, nur zum Tode geboren?

Aber sie dürfen nicht alle sterben. Wir sind schon einig über den Punkt.

Er stand stille und überlegte ein wenig. — Schon einig? Wir sinds noch nicht! rief er aus. — Wie, wenn selbst der Anblick beym Wäldchen mir hier zu statten käme? Wie, wenn die Natur ihre Anstalten wider die Verpestung bereits gemacht hätte? —

Die möcht' ich kennen. Die wären? — —

O erinnern Sie sich! — Jene zahmern Raubthiere, die sich aus der Luft, aus den Wäldern, aus dem Staube herzufinden, die aus den Ruinen der todten Körper selbst zu Legionen geboren werden, ihre in Fäulnis übergehenden Säfte sogleich wieder in frische verwandeln, und der Erde kaum andre Befruchtungstheile lassen, als die reinern, gesündern, die von ihnen selbst, als lebendigen Thieren, abgetrieben und ausgedunstet werden. — Sollten nicht diese Thiere zur Reinigung der Luft,

und mithin zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit hinlänglich seyn?

Nein! Denn auch sie werden Leichen. Es ist kein Grund vorhanden, warum wir nur sie von der Begnadigung ausnehmen wollten. — Und wenn also auch sie sterben, so kommt ja das Uebel, das wir vermeiden wollten, zurück, obgleich freylich ein wenig später.

Sey es! Es kommt zurück; aber vermindert. Das Thier hat bey seinem Leben mehr körperliche Theile verzehrt, als es bey seinem Tode zurückläßt. — Und eben darum, dächt' ich, wenn wir für jene Schwärme andre und wieder andre ersännen, und wieder: endlich müßten wir dann so weit kommen, daß der eigentlichen unmittelbaren Verwesung nur wenig, ganz wenig bliebe.

Sehr fein! In der That! — Nur mögt' ich dann einsehen, warum wir neulich davon liefen? Jene Thiere, die der Verpestung vorbeugen sollen, waren doch so zahlreich vorhanden!

Ja! Aber der scheußliche Anblick — —

O nicht doch! Seyn Sie aufrichtig, Freund! Wenn der Anblick scheußlich war, so war ers nur, weil er an die Atmosphäre erinnerte. Das Gesicht an sich ist nicht ekel. — Und wo mir recht ist, so fuhren wir mit der Hand nach der Nase, nicht nach den Augen?

Er ward auf einmal stille, und blickte nieder. — Sie sehen, sagte er, wie erstaunlich schwach jetzt mein Kopf ist.

Verzeihen Sie! Nur die Sache war schwach. Wer klüger als die Natur seyn will, der zieht freylich den Kürzern. — Sie geben mir also zu, daß wir die Welt durch unsre Einrichtung unendlich verschlimmert haben? —

Es scheint wohl nicht anders.

Nun wohl denn! So müssen wir sehn, wie wir helfen. — Ich wüßte hier freylich ein Mittel, ein meines Bedünkens sehr heilsames Mittel: allein — ob Sies billigen werden? — —

Lassen Sie hören! Warum nicht? —

Die Vortheile zwar, die wir erhielten, wären

unendlich. Wir ließen nicht nur unsern fruchtfressenden Thieren ihre ganze Vermehrbarkeit, ließen nicht nur Millionen, die nach unserm ersten Plan würden gefehlt haben, geboren werden, und doch alle ihr Daseyn genießen, alle Freude empfinden und Freude hervorbringen: wir brächten auch noch mehr Leben, noch mannichfaltigeres, höheres, wirksameres Leben in die Natur, das ohne dieses Mittel durchaus nicht da seyn würde.

Und wie das? Wodurch das? — rief er ganz ungeduldig.

Durch — durch eben das, was die ganze Natur erhält; durch Kräfte, die einander entgegenkämpfen, einander das Gleichgewicht halten, in richtigem Verhältnisse neben einander fortdauern, und immer kämpfen und sich immer das Gleichgewicht halten.

Durch Einführung der Raubthiere, wollen Sie sagen.

Wie anders? — Sollte wohl ein so schwaches und kurzsichtiges Geschöpf, wie der

Mensch, auf wahrhaftigweise Mittel gerathen können, die der allsehende Schöpfer nicht schon lange vor ihm gekannt und angewandt hätte? Ist auch nur der schwächste Schimmer von Licht in unsrer Seele, den nicht unsre Finsterniß von ihm, als der einzigen Quelle des Lichtes, aufgefangen hätte? Kann unser Verstand etwas anders, als seiner Herrlichkeit nachsehn? — — Kurz, wir setzen den Menschen in die Natur, daß er täglich Millionen Leben zerstöre und sogleich wieder in Lebenssäfte verwandle; wir lassen für jede fruchtfressende Thierart auf Erden, in der Luft, in Flüssen, im Meer, im Staube, in allen bewohnten Elementen und Himmelsstrichen Räuber zu, die immer für tausend und mehr Leichen nur Eine geben, ja zum Theil wieder andern zur Nahrung dienen, ehe sie selbst noch zu Leichen werden. Was dann übrig bleibt, das geben wir jenen Thieren und Würmern, die von gefallenen Körpern leben, zum Raube. — Der Mensch, so wie er das Haupt der thierischen Schö-

pfung ist, so ist er auch das wichtigste Mittel ihrer Erhaltung; denn sein Geschlecht ist sehr zahlreich, er bringt sein Leben sehr hoch, er raubt durch alle Gattungen durch, er hat die Vernunft, seine Todten zu verbrennen, oder in die Erde zu scharren, und wenn ihm der Leichen von andern Thieren zu viel werden, auch diese. — So und nicht anders, mein Freund — —

Ich seh es. Sie haben Recht, fiel er mir ein. Der Schöpfer hat wahrlich wohl gethan — und er lächelte — daß er seine Welt schuf, ohne meinen Rath zu erwarten. Die Vortheile einer solchen Einrichtung sind in der That ganz unendlich. — Wir bringen nun alle die zahllosen Geschlechter der Raubthiere in die Natur, erlauben den fruchtfressenden Thieren mehr Vergnügen der Liebe, der Begattung, der Jungenpflege, ziehen immer neuen Anwachs zum schnellen Ersatz des Verlorenen an, bringen mehr Geselligkeit, mehr Thätigkeit in die Welt, erhalten die Thiere bey einer reinern Luft gesünder, fröhlicher, muntrer, geben den

Raubthieren diese schärferen Sinne, dieses wärmere Blut, diese höhere Wirksamkeit, die ihr Leben um so viel Stufen höher setzt, als das Leben der andern Thiere. — In diesem Tone fuhr er fort, und sprach mit einer Wärme, mit einer Beredsamkeit! — daß ich aufmerksam ward und ihn ansah.

Ihre Cur, rief ich, hat Wirkung gethan. Wie hälts um die Krankheit, mein Freund?

Sie war im Nu wieder da. Der Kopf sank ihm matt auf die Schulter; die Füße erschleppten ihn kaum; es war der elendeste Mann. — Einbildung! Einbildung! rief ich: Und ob er dem gleich aus aller Macht widerstritt, so gab ihm doch die Erfahrung, die er so unvermuthet von seinen Kräften gemacht, und mein vortheilhaftes Zeugnis darüber, einen sichtbaren Trost. Ich hoffe, der gute Mann soll noch werden.

Hätte ihm der Arzt nicht alle Beschäfftigung untersagt, so würde ich ihm ein Büchlein empfohlen haben, das diese Materie mit viel

Gründlichkeit abhandelt und eine der vortreflichsten Apologieen der Vorsehung ist. Meinen nicht hypochondrischen Lesern will ichs doch nennen; es sind die philosophischen Betrachtungen über die thierische Schöpfung. *) Eine Schrift, die eben so unterhaltend durch die gewähltesten Beobachtungen, als unterrichtend durch die wichtigen Gesichtspunkte ist, worein dieselben gestellt werden. Auf allen Seiten wird Gott verherrlicht, die Vorsehung gerechtfertigt, das Herz beruhigt. — Um die, die es noch nicht kennen mögten, zu reizen, will ich eine Stelle hersetzen, die ohngefähr das Resultat von den Untersuchungen des Verfassers enthält.

»Leben, sagt er, ist eine Glückseligkeit, und der Wille des Schöpfers ist, daß unzählige Schaaren dieser Glückseligkeit genießen sollen. Unter einer Menge von Welten hat er auch diejenige erschaffen, die wir bewohnen; eine Welt, die mit Bergen und Ebnen abwechselt,

*) Aus dem Englischen, Leipzig, 1769.

durch Flüsse und Seen erfrischt, durch Pflanzen und Bäume geschmückt, durch die Strahlen der Sonne erleuchtet und erwärmt wird; eine Welt, wo unsichtbare Ursachen die Elemente, die mit allen Principien des Lebens geschwängert sind, in beständigem Umlauf erhalten; wo die Pflanzen, durch geheime noch wunderbarere Kräfte, diese reichen Schätze der Elemente an sich ziehen, auffammelm und sie zur Erhaltung der thierischen Schöpfung zubereiten; eine Welt — denn so unendlich groß ist die Mannichfaltigkeit und die Anzahl der Gattungen — wo jedes Ding in eine lebendige Substanz gleichsam verwandelt, und alle natürlichen Kräfte, jede Begebenheit und jedes Wesen, durch ewige und unveränderliche Gesetze, zur Hervorbringung und Erhaltung des Lebens nutzbar gemacht wird; eine Welt, wo, wenn die Arten sich vervielfältigen, es dazu geschieht, den Verlust leicht wieder zu ersetzen, dem ihre Hinfälligkeit sie blosstellt, und wenn sie sich einander aufreiben, wenn ihr

Daseyn in gewisse Grenzen eingeschränkt ist, dieses geschieht, das Uebermaaß in ihrem Anwachse zu verhüten. — Die große Absicht, auf die der ganze Plan der Schöpfung gerichtet ist, besteht in der Vollständigkeit und Erhaltung des thierischen Systems. Es giebt allgemeine Gesetze, die jede Classe der Geschöpfe antreiben, diese Absicht zu befördern; und diese Gesetze sind so genau mit einander verknüpft, daß sie nothwendig einander wechselsweise voraussetzen und nach sich ziehen.“

Achtzehntes Stück.

Proben Rabbinischer Weisheit.*)

1. „Wer sich der Gerechtigkeit annimmt, richtet das Land auf; wer sich ihr entzieht, ist Schuld an seinem Verderben."

Rabbi Assi war krank, lag auf dem Bette, von seinen Schülern umgeben, und bereitete sich zum Tode. Sein Neffe trat zu ihm herein, und fand, daß er weinte. — Was weinst du, Rabbi? fragte er. Muß nicht jeder Blick

*) Aus dem Talmud und dem Midrasch gezogen. Die Erzählungen beziehen sich auf Sprüche der Schrift, die eben darum voranstehn.

in dein vollbrachtes Leben dir Freude bringen? Hast du etwa das heilige Gesetz nicht genung gelernt, nicht genung gelehrt? Siehe, deine Schüler hier sind Beweise vom Gegentheil. Hast du etwa versäumt, Werke der Gottseligkeit auszuüben? Jedermann ist eines Bessern überführt. Und die Demuth war die Krone aller deiner Tugenden! Niemals wolltest du erlauben, daß man dich zum Richter der Gemeine wählte, so sehr auch die Gemeine es wünschte. — Eben das, mein Sohn, antwortete Rabbi Assi, betrübt mich jetzt. Ich konnte Recht und Gerechtigkeit unter den Menschenkindern handhaben, und aus mißverstandener Demuth hab ich es unterlassen. »Wer sich der Gerechtigkeit entzieht, ist Schuld an dem Verderben des Landes.«

2. „Den Menschen und dem Viehe hilft der Herr."

Auf seinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexander, der Macedonier, zu einem Volke in Afrika, das in einem abgesonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und weder Krieg noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrschers, um ihn zu bewirthen. Dieser setzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen und golden Brodt vor. — Esset ihr das Gold hier? fragte Alexander. — Ich stelle mir vor, antwortete der Beherrscher, genießbare Speisen hättest du in deinem Lande wohl auch finden können. Warum bist du denn zu uns gekommen? — Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt, sprach Alexander; aber eure Sitten möchte ich kennen lernen. — Nun wohl, erwiederte jener, so weile denn bey uns, so lange es dir gefällt.

Indem sie sich unterhielten, kamen zwey Bürger vor Gericht. Der Kläger sprach: Ich habe von diesem Manne ein Grundstück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieser ist nicht mein; denn ich habe nur das Grundstück erstanden, nicht den darin verborgenen Schatz: und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wiedernehmen. — Der Beklagte antwortete: Ich bin eben so gewissenhaft, als mein Mitbürger. Ich habe ihm das Gut, sammt allem was darin verborgen war, verkauft, und also auch den Schatz.

Der Richter wiederhohlte ihre Worte, damit sie sähen, ob er sie recht verstanden hätte, und nach einiger Ueberlegung sprach er: Du hast einen Sohn, Freund? Nicht? — Ja! — Und du eine Tochter? — Ja! — Nun wohl! dein Sohn soll deine Tochter heyrathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heyrathsgute bekommen. — Alexander schien betroffen. Ist etwa mein Ausspruch ungerecht? fragte

der Beherrscher. — O nein, erwiderte Alexander, aber er befremdet mich. — Wie würde denn die Sache in eurem Lande ausgefallen seyn? fragte jener. — Die Wahrheit zu gestehen, antwortete Alexander, wir würden beyde Männer in Verwahrung gehalten und den Schatz für den König in Besitz genommen haben. — Für den König? fragte der Beherrscher voller Verwundrung. Scheinet auch die Sonne auf jene Erde? — O ja! — Regnet es dort? — Allerdings! — Sonderbar! Giebt es auch zahme, krautfressende Thiere dort? — Von mancherley Art. — Nun, sprach der Beherrscher, so wird wohl das allgütige Wesen, um dieser unschuldigen Thiere willen, in eurem Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. Ihr verdientet es nicht.

3. Das erste Weib.

Gott schuf der Weiber Erste
Nicht aus des Mannes Scheitel,
Daß sie nicht eitel würde;
Nicht aus des Mannes Augen,
Daß sie nicht lüstern würde;
Nicht aus des Mannes Zunge,
Daß sie nicht schwatzhaft würde;
Nicht aus des Mannes Ohren,
Sie horchte sonst nach allem;
Nicht aus des Mannes Händen,
Sie griffe sonst nach allem;
Nicht aus des Mannes Füssen,
Sie liefe sonst nach allem:
Er schuf sie aus der Ribbe,
Der unbescholtnen Ribbe;
Doch haben ihre Töchter
Von jedes Gliedes Fehler
Ein kleines Theil bekommen.

4. „Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz, denn köstliche Perlen.“

Einen solchen Schatz hatte Rabbi Meir, der große Lehrer, gefunden. Er saß am Sabbath in der Lehrschule und unterwies das Volk. Unterdessen starben seine beyden Söhne, beyde schön von Wuchs und erleuchtet im Gesetze. Seine Hausfrau nahm sie, trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Ehebette und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Meir nach Hause. — Wo sind meine Söhne, fragte er, daß ich ihnen den Segen gebe? — Sie sind in die Lehrschule gegangen, war ihre Antwort. — Ich habe mich umgesehen, erwiderte er, und bin sie nicht gewahr worden. — — Sie reichte ihm einen Becher; er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths, *) trank und fragte

*) Eine Ceremonie der Juden beym Ein- und Ausgange eines Festtages, und vornehmlich des Sabbaths.

abermals: Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Wein des Segens? — Sie werden nicht weit seyn, sprach sie, und setzte ihm vor zu essen. Er war guter Dinge, und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: Rabbi, erlaube mir eine Frage! — So sprich nur, meine Liebe! antwortete er. — Vor wenig Tagen, sprach sie, gab mir jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben? — Dieß sollte meine Frau nicht erst fragen, sprach Rabbi Meir. Wolltest du Anstand nehmen, einem jeden das Seine wiederzugeben? — O nein! versetzte sie; aber auch wiedergeben wollte ich, ohne dein Vorwissen, nicht. — — Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin und nahm das Gewand von den Leichnamen. — Ach meine Söhne! jammerte der Vater; meine Söhne ... und meine Lehrer! Ich habe euch gezeugt, aber ihr habt mir die Augen erleuchtet im Gesetze. — Sie wendete sich hinweg und weinte. Endlich ergrif

sie ihn bey der Hand und sprach: Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern wiederzugeben, was uns zur Verwahrung vertraut ward? Siehe, der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen; der Namen des Herrn sey gelobet! — Der Namen des Herrn sey gelobet! stimmte Rabbi Meir mit ein. Wohl heißt es: »Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz, denn köstliche Perlen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre.«

5. Unterredung eines Weltweisen mit einem Rabbi.

Ein Weltweiser sprach zu einem Rabbi: Euer Gott nennet sich in seiner Schrift einen Eiferer, der keinen andern Gott neben sich dulden kann, und giebt bey allen Gelegenheiten seinen Abscheu wider den Götzendienst zu erkennen. Wie kommt es aber, daß er mehr die Anbeter der Götzen, als die Götzen selbst zu hassen scheint? — Ein gewisser Fürst, antwortete der Rabbi, soll einen ungehorsamen Sohn haben. Unter andern nichtswürdigen Streichen mancherley Art hat er die Niederträchtigkeit, seinen Hunden des Vaters Namen und Titel zu geben. Soll der Fürst auf den Prinzen, oder soll er auf die Hunde zürnen? — Wenn aber Gott die Götzen ausrottete, erwiderte jener, so würde weniger Gelegenheit zur Verführung seyn. — Ja, versetzte der Rabbi, wenn die Thoren blos Dinge anbeteten, an

welchen weiter nichts gelegen wäre. Allein sie beten auch Sonne, Mond, Gestirne, Flüsse, Feuer, Luft, u. d. g. an. Soll der Schöpfer, um dieser Thoren willen, seine Welt zu Grunde richten? Wenn jemand Getraide stiehlt und es einsäet; soll das Getraide nicht aufschießen, weil es gestohlen ist? Soll eine sündliche Beywohnung darum nicht fruchtbar seyn, weil sie sündlich ist? O nein! der weise Schöpfer läßt der von ihm selbst so wohlgeordneten Natur ihren Lauf. Der Unvernünftige, der sie mißbraucht, wird schon zur Rechenschaft gefordert werden.

Wider die Vergeltung nach dem Tode machte ihm der Weltweise folgenden Einwurf. Wenn Leib und Seele getrennt sind, wem wird die Schuld der begangenen Sünden zugerechnet? Dem Leibe wahrlich nicht; denn dieser liegt, wenn die Seele Abschied nimmt, wie ein Erdklos da, und würde, ohne die Seele, auch nie haben sündigen können. — Und die Seele? Ohne das Fleisch würde sie

sich eben so wenig mit der Sünde befleckt haben. Sie schwebt in der reinsten ätherischen Luft, so bald sie durch den Leib nicht mehr an die Erde gefesselt ist. Welches von beyden soll also der Gegenstand der göttlichen Gerechtigkeit seyn?

Die Weisheit Gottes, antwortete der Rabbi, kennet zwar allein die Wege seiner Gerechtigkeit. Indessen ist dem Sterblichen zuweilen vergönnt, auf die Spur davon zu kommen. Jener Hausherr hatte in seinem Obstgarten zween Sklaven, davon der eine lahm und der andere blind war. Dort sehe ich köstliche Früchte, sprach der Lahme zum Blinden, an den Bäumen hangen. Nimm mich auf deine Schulter; wir wollen davon brechen. Dieß thaten sie und bestahlen ihren Wohlthäter, der sie, als unbrauchbare Knechte, blos aus Mitleiden ernährte. Er kam und stellte die Undankbaren zur Rede. Jeder schob die Schuld von sich, indem der Eine sein Unvermögen, die Früchte zu sehen, der Andere sein Unver-

mögen, zu ihnen hinanzukommen, vorschützte. Was that aber der Hausherr? Er setzte den Lahmen auf den Blinden, und strafte sie in der Lage ab, in welcher sie gesündiget hatten. — So auch der Richter der Welt mit des Menschen Leib und Seele.

6. Der Lehrer und der Schüler.

Der Lehrer. Du willst die Buße verschieben? — Wohl! So lange es dir gefällt. Nur beßre dich Einen Tag vor deinem Tode!

Der Schüler. Weiß ich den Tag, wenn ich sterben werde?

Der Lehrer. Wenn du diesen nicht weißt, so ist kein anderer Rath, als heute noch anzufangen.

7. „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen.“

Wer seinen Gott so liebet, wird die Schuldigkeit einsehen, ihm für das Böse, das er uns widerfahren läßt, eben so inbrünstig zu danken, als für das Gute. — Unter der tyrannischen Regierung der Griechen ward einst den Israeliten bey Lebensstrafe verboten, in ihrem Gesetze zu lesen. Rabbi Akiba hielt gleichwohl öffentliche Versammlung, und unterwies im Gesetze. Ihn fand Pappus, Sohn Juda, und sprach: Akiba! Fürchtest du nicht die Drohungen dieser Grausamen? — Ich will dir eine Fabel erzählen, sprach Rabbi Akiba, die mit unsern Umständen viel Aehnliches hat. Der Fuchs ging einst am Ufer des Flusses auf und nieder, und sah die Fische bald hier bald dort sich zusammendrängen. — Was lauft ihr

da so ängstlich umher? fragte der Fuchs. — Die Menschenkinder werfen dort ihre Netze aus, antworteten die Fische, und wir suchen ihnen zu entkommen. — Wißt ihr was? erwiderte der Fuchs. Kommt zu mir aufs Trockne! Wir wollen an einen sichern Ort ziehen, wo euch kein Fischer nachstellen soll. — Bist du der Fuchs, war ihre Antwort, den man sonst für das klügste unter den Thieren hält? Du mußt das einfältigste seyn, wenn du uns diesen Rath im Ernste ertheilest. Siehe! Hier ist für uns das Element des Lebens. Weil wir hier unsicher sind, räthst du uns, in das Element des Todes zu fliehen? — Die Anwendung, Sohn Juda! ist leicht. Die Lehre Gottes ist für uns Element des Lebens; denn so stehet von ihr geschrieben: Sie ist dir Leben und Länge der Tage. Werden wir gleich in diesem Elemente verfolgt, so müssen wir es darum nicht verlassen und ins Element des Todes flüchten.

Nicht lange, so ward Rabbi Akiba verrathen, in Verhaft genommen und in einen Ker-

ker gesperrt. Aber Pappus, der Sohn Juda, ward auch verläumdet, eingezogen und in dasselbe Gefängniß gesetzt. — Was hat dich hiehergebracht, Pappus? fragte Rabbi Akiba. — O wohl dir, Rabbi Akiba! antwortete Pappus, der du leidest, weil du dich der Lehre Gottes angenommen hast; aber wehe dem Pappus, der leiden muß, weil er sie vernachlässiget hat!

Rabbi Akiba ward zum Tode geführt. Unter den entsetzlichsten Martern, womit sie ihn hinrichteten, kam die Stunde, das: Höre Israel! zu lesen. »Höre, Israel! der Herr, unser Gott, ist ein einiger Gott. Und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen.« *) — In der Vorbereitungsandacht unterwarf sich Rabbi Akiba der göttlichen Re-

*) Dieses Kapitel der Schrift wiederholt jeder Jude zweymal des Tages, nachdem er sich durch Vorbereitungsgebete dazu angeschickt hat.

gierung mit Freude und kindlicher Ergebenheit. Seine Schüler verwunderten sich über diese Fassung seines Gemüths unter solchen Qualen. — O meine Lieben! sprach ihr Lehrer; zeitlebens habe ich nach der Gelegenheit gebanget, dieses göttliche Gebot halten zu können, den Herrn, meinen Gott, von ganzem Herzen und von ganzer Seele zu lieben. Jetzt, da sie mir geworden, muß ich sie nicht vernachlässigen. Er weilte so lange bey den Worten: ein einiger Gott! bis sein Geist ihn verließ. Und eine Stimme ließ sich vom Himmel vernehmen: Wohl dir, Akiba, dessen Geist sich unter solchen Worten emporschwang! Gehe ein zu der ewigen Seligkeit, die hier dein Lohn ist!

D.

Neunzehntes Stück.

Die Bildsäule.

Wie traurig, rief ein junger Schüler Bonnets, daß ich immer nur die Eigenschaften der Seele erforschen, immer nur in der Entwickelung ihrer Kräfte fortfahren, aber nie bis zur Erkenntniß ihres eigentlichen Wesens gelangen soll! Die ausdrückliche Erklärung meines Lehrers benimmt mir alle Hofnung dazu; die Mystiker, die mir ein näheres Licht versprechen, führen mich in ein noch tieferes Dunkel, und alle meine eignen Bemühungen, bis zum Grundwesen meiner Seele hindurchzudringen, sind fruchtlos. — Der Mensch, sagt man, ist nicht für diese Erkenntniß gemacht. — Das fühl' ich leider; aber woher denn in mir dieser lebendige, ungeduldige

Trieb, sie zu haben? Woher in einer sonst so weislich eingerichteten Natur, wie die meinige, dieser Durst, wenn nirgends eine Quelle fließt, die ihn löschen könnte? Mag mir doch die Antwort ausbleiben, wie lange sie wolle; ich werde nicht aufhören können, mich selbst zu fragen: Wer bin ich? Ich empfindende, denkende, wollende Seele; was für ein Wesen hab ich? Was ist in mir das Unbekannte, dem jene mir bekannten Eigenschaften beywohnen? dem sie anhangen? in dem sie sind? —

Einst, im Morgenschlummer, bemächtigte sich bey unserm jungen Denker die Phantasie dieser Grübeleyen seiner Vernunft und webte aus dem luftigen Gespinnst derselben eine ganze Folge von Phänomenen. Er sah die philosophische Dichtung seines Lehrers realisirt: eine belebte menschliche Bildsäule, die also mehr als Bildsäule, die ein Mittelding zwischen der vollkommensten Pflanze und dem unvollkommensten Thier war. Ihre Sinne waren noch alle gebunden; sie erwarteten noch

alle die erste Rührung, den ersten Eindruck eines Objects: sonst waren die Nerven gespannt, die Säfte in Umlauf; der Puls schlug und sämmtliche Verrichtungen des animalischen Lebens gingen von Statten. — Man weiß, zu welchem Entzweck Bonnet und sein Vorgänger Condillac eine solche Bildsäule erdichteten. Sie glaubten dadurch die Untersuchung zu simplificiren und zu erleichtern: wie bey Gelegenheit der sinnlichen Eindrücke sich nach und nach die Kräfte unsrer Seele entwickeln.

Die lebhafte Freude des jungen Mannes, der auf einmal Hofnung zur Beantwortung der tiefsinnigsten Fragen der Weltweisheit faßte, läßt sich nur denken. Auch jene berühmte Frage des Molyneux, die Aehnlichkeit zwischen Gefühls- und Gesichtseindrücken betreffend, sah er nun im Geist schon entschieden. — O, rief er aus, wenn ich doch von der Göttin der Weisheit eine ähnliche Gnade erbitten könnte, wie sich einst Pygmalion von der Göttin der Liebe erbat! Wenn sie doch die

verschloßnen gefesselten Sinne dieser wunderbaren Bildsäule entlösen wollte! ... Aber das müßte nicht zugleich, nicht zu plözlich seyn, theure Göttin, damit ich Raum zum Beobachten hätte. Erst müßten die gröbern, dann die feinern Sinne, und nur allmählig, nur langsam, immer einer nach dem andern entbunden werden. — Kaum war der Wunsch vollendet; so hörte er schon den schnaubenden Athem der Bildsäule und sah entzückt, wie sie beyde Nasenflügel bewegte. Er sprang mit der höchsten Ungeduld eines Beobachters ins Fenster und pflückte aus einem kleinen dort aufgestellten Blumengarten eine Rose, die noch spät neben einer frühzeitigen Nelke blühte.

Er bot der Bildsäule die Rose, und sie zog mit sichtbarem Vergnügen den sanften Wohlgeruch ein. Er bot ihr die Nelke, und mit noch sichtbarerm Vergnügen schlürfte sie den erquickenden aromatischen Aushauch in sich. — Himmel! wenn sie doch auch nur spräche! rief er. Denn was hilfts mir, daß ich ihre innern

Veränderungen nur so im Allgemeinen erkenne? Das ganz Eigne der Empfindungen, der Modificationen ihrer Seele mögt' ich erfahren. . . ; Aber wie sie wohl alle Gebehrden verstellen möchte, wenn ich plözlich ihre Empfindungen abänderte und widrigen Duft auf Wohlgeruch folgen liesse? — In demselbigen Nu sprang er wieder ins Fenster, um eine Todtenblume, die er ihrer Gestalt wegen gepflegt hatte, zu brechen. Die Bildsäule, die in Erwartung neuen Vergnügens noch immer den Athem an sich zog, fand sich treflich betrogen. Sie ward nicht sobald den widrigen Eindruck inne, da sie mit gekräuster Nase zurück fuhr, und aus aller Kraft ihrer Lungen den Duft hinwegblies.

Der junge Mann war jezt in der ungeduldigsten Erwartung, ob nicht bald ein neuer Sinn sich entwickeln würde. Aber welch ein weit grösseres und unerwartetes Vergnügen stand ihm bevor! Die Bildsäule warf plötzlich ernsthafte Falten, wie von einem tiefen Nach=

denken, auf die Stirne, und siehe! sie konnte reden und räsonniren. — Das waren zwey Eindrücke, rief sie, von ganz verschiedner Natur. Die eine Blume duftete lieblich, die andre widrig; aber ich, die ich beyde Eindrücke empfand, ich die Riechende, bin von beyden verschieden und bin nur Eins. Wär es sonst möglich, daß ich diese Eindrücke verglichen, sie einander entgegengesetzt, geurtheilt hätte? Wenn ich denn aber etwas anders, etwas für mich Bestehendes bin; was bin ich? Was für ein Wesen hab ich? . . Wie jene Blumen dufteten, weiß ich; aber wie mag wohl ich, die empfindende, die genießende Blume duften? —

Die Frage war eben so drollicht als unerwartet, und unser Träumer lachte laut auf. — Gute Bildsäule! dacht' er, laß nur erst deine feinern Sinne ins Spiel kommen, und du wirst das Alberne deiner Frage schon inne werden. Genie hast du wirklich, und das recht viel: denn in so kurzer Zeit und über

bloße Gegenstände des Geruchs eine so metaphysische Frage zu thun; beym Platon! das ist mehr, als ich hoffen durfte. Aber sich die Seele wie eine Blume, ihr Wesen wie einen Duft zu denken; das ist denn doch immer sehr lächerlich! sehr possierlich! das schmeckt noch gar sehr nach der Bildsäule! — Während daß er noch sprach, fing eine Nachtigall, die schon seit Wochen geschwiegen hatte, noch einmal zu schlagen an; und ihre Töne waren so süß, so hinreissend, so schmelzend. Die Bildsäule horchte hoch auf; denn nun hatte sich in ihr auch der Sinn des Gehörs entwickelt. Alle ihre Mienen zeigten Ausdruck des innigsten Wohlgefallens, und sie rief einmal über das andere dem kleinen Virtuosen ein Bravo! Die Nachtigall schwieg; und nun kam ein Rabe mit gelähmtem Flügel, den unser Philosoph zu seinem Vergnügen unterhielt, krächzend herbey gehüpft, als ob er sich auch ein Bravo hätte verdienen wollen. Die Bildsäule schüttelte mißfällig den Kopf und schien

zu wünschen, daß der heisre widerwärtige Schreyer ein Ende machte. Dann warf sie wieder ein ernste tiefe Falte auf ihre Stirne, und fing von neuem an zu vernünfteln. — Das waren neue, und abermals sehr verschiedene Eindrücke, sprach sie; aber ich, die ich sie hatte, ich blieb dieselbige und bin noch jetzt dieselbige, welche die verschiedenen Gerüche einsog. Auch bin ich Empfindende von dem Empfundnen verschieden, bin ein Wesen für mich und bin Eins. Aber was ich bin und was für eine Natur ich habe? das ist mir noch immer ein Räthsel. Sollt' ich vielleicht ganz unrecht gefragt haben: wie duft' ich? und sollte vielleicht die Frage so müssen gefaßt werden: wie tön' ich? —

Herrlich verbessert! rief unser junge Weltweise spöttisch. Wenn sich Abgeschmacktheit gegen Abgeschmacktheit messen ließe; so mögt' ich sagen, daß diese hier noch ärger als jene wäre. Denn Duft ist bey alledem doch noch etwas Reelles, etwas für sich Bestehendes;

aber ein Ton! Was ist der mehr, als bloße Veränderung, bloße Bewegung? — In diesem Augenblick fing die Bildsäule an, auch die Finger zu rühren, den Arm zu bewegen, mit der Hand um sich her zu greifen. Sie konnte nunmehr auch fühlen. Der Philosoph, der — ich weiß nicht, ob im Cicero oder selbst im Platon? gelesen hatte, daß unter allen Figuren die Sphäre die schönste sey, legte schnell in die offne Hand der Bildsäule eine kleine elfenbeinerne Kugel, und es schien, als ob sie die sanften Umrisse mit Wohlgefallen betastete. Er sah sich eben nach einem eckigten unregelmäßigen Körper um, der dem Gefühle unangenehm wäre, als er für dießmal den zweyten widrigen Eindruck unnöthig fand; denn die Bildsäule, ohne denselben abzuwarten, fing von neuem ihr Räsonnement an. Sie lachte nun selbst der Albernheit ihrer vorigen Fragen. — Nicht, wie ich dufte, oder wie ich töne, sagte sie, muß ich fragen: denn das sind nur Eigenschaften, nicht Wesen. Jetzt

endlich bin ich so glücklich, daß ich Wesen erkenne; und die einzige Frage, sehe ich wohl, die ich mit Verstande über mich aufwerfen kann, ist die: welche Figur ich habe? Meine Eigenschaft ist weder Duften noch Tönen, sondern Empfinden: aber welchem Wesen, von welcher Figur, wohnt diese Eigenschaft bey? —

Hier erwachte der Träumer, noch eh' er das Vergnügen genossen hatte, Gesichts- mit Gefühlseindrücken vergleichen zu hören. Er wußte erst nicht, da er seinem Traume nachdachte, ob er mehr lachen oder sich ärgern sollte. Wie muthwillig, sagte er endlich, spielt doch im Traume die Phantasie mit der Vernunft! Wie eine schale Dichterin ist sie, wenn sie nicht von der letztern geführt wird, und wie eine noch schalere Philosophin! Sprache, noch vor geöfnetem Ohr! Bewußtseyn gleich auf die erste Rührung eines der dunkelsten Sinne! Fertigkeit in Räsonnement und Rede, noch ehe die mindeste Uebung da war! Bildliche Ausdrücke von Sinnen her, die noch

aller Empfindung verschlossen waren! Tiefe Metaphysik über ein paar verworrne, armselige Geruchsideen; . . . welch ein Haufen von Abgeschmacktheiten, wovon gleich die erste mich hätte wecken sollen! Und kann ich denn die eben so große Abgeschmacktheit der Fragen vergessen, die sie über sich selbst, über ihre Natur, ihr Wesen aufwarf? Eine Seele, die sich fühlen, betasten läßt; eine Seele, die eine Figur hat; wie widersinnig! . . . obgleich immer noch weniger widersinnig, als eine Seele, die sich hören, die sich durch den Geruch erkennen läßt, die tönt und duftet! Denn Figur — — Hier hielt er inne, bis er nach langem Nachsinnen fortfuhr: nun? und was ist denn Figur? Was hat die Frage von der Figur der Seele für einen begreiflichen Vorzug vor der Frage von dem Ton oder dem Duft der Seele? In jeder derselben liegt die Abgeschmacktheit, das Unsinnliche sinnlich erkennen, das, was nur durch inneres Bewußtseyn gefaßt werden kann, der äußren

Empfindung unterwerfen zu wollen. Ist weiter unter jenen Fragen ein Unterschied, als daß in der einen geforscht wird, wie die Seele den feinern; in der andern, wie sie den gröbern Sinnen erscheinen würde? Und ist das eine zu fragen, im Grunde nicht eben so abgeschmackt, als das Andre zu fragen? —

Aber woher rührte es denn, daß es mir gleichwohl auf den ersten flüchtigen Anblick weniger abgeschmackt schien? Daher vermuthlich: weil wir unter den sinnlichen Empfindungen immer die der dunklen Sinne auf die der klärern zurückzuführen, jene an diese zu knüpfen, sie nur in diesen, als ihnen einwohnend, als von ihnen abhängig, zu denken pflegen. An Figur und Solidität, diese Phänomene für Gefühl und Auge, schließt sich nach unsrer Vorstellungsart alles Andere an, was wir von Körpern kennen. Was tönt? Was duftet? Was schmeckt? So fragt alle Welt; und alle Welt glaubt diese Fragen beantwortet, wenn eben da, wo das Ohr hört, die Nase

riecht, die Zunge schmeckt, wenn eben da auch die Augen sehn und die Finger tasten können. An die sichtbare Erscheinung des Honigs binden wir seinen Duft, seinen Geschmack, und die sanfte Ründe seiner Bestandtheile, die mit so leichter Berührung über die Nervenspitzen des Gaumens hinwegrollen, muß für Erklärung seiner Süßigkeit gelten. Der Sehende will alles auf Gesichts-, der Blinde auf Gefühlsideen zurückbringen: und war es denn von meiner Bildsäule so abgeschmackt, wenn sie, mit noch verschloßnem Auge und noch fühlloser Hand, auf den klärsten Sinn, womit sie bis dahin empfunden hatte, auf den Sinn des Gehörs, zurückging? —

Dennoch; daß sie die innern Modificationen ihres eigentlichen Selbst, Denken und Empfinden, an die Idee eines Tons knüpfen wollte — nun freylich! wenn diese Ungereimtheit ihr zu verzeihen war, so ist und bleibt sie doch Ungereimtheit. Indessen keine größre, als die: jene Modificationen an eine Figur knü-

pfen, sie als dieser einwohnend und von ihr unzertrennlich denken zu wollen. Wenn es schon in der Region äußerer Empfindungen Täuschung ist, die Ideen des einen Sinns so an die des andern zu hängen, und die einen als mehr substantiell, mehr für sich bestehend wie die andern zu denken; so ist es vollends grobe Täuschung, die innern Wahrnehmungen des unsinnlichen Selbst auf ähnliche Art an irgend eine äußere Wahrnehmung gleichsam anhängen, sie in diese, als in ihr Grundwesen, gleichsam hineinbilden zu wollen. — —

Wornach aber frage denn ich, wenn ich, nach erkannten Eigenschaften und Kräften der Seele, noch immer fortfahre, nach ihrem Wesen zu forschen? Nicht nach ihrer Figur; das wäre zu unphilosophisch, zu abgeschma t, sondern . . . Hier hielt er abermals inne, schärfte den innern Blick, was er konnte, und erstaunte am Ende, sich mit einer Antwort gemartert zu haben, eh' er sich noch der Frage bewußt war. — Sollt' es denn mög-

lich seyn, rief er, daß ich im Grunde eben so abgeschmackt und noch ein wenig abgeschmackter, als meine Bildsäule, erschiene? Denn diese, so wunderlich ihre Fragen auch klingen mogten, wußte denn doch, was sie wollte. Sollt' ich wirklich mit diesem mir angebornen Triebe, alle meine andern Empfindungen auf die klärsten zurückzuführen, sie an diese zu knüpfen und von ihnen abhängig zu machen; sollt' ich mit diesem Triebe, ohne mirs zu gestehen und ohne vielleicht es zu muthmaßen, auch die Erscheinungen meines innern Selbst, Denken, Wollen, Empfinden, an die klärste meiner Vorstellungsarten, an die des Gesichts und Gefühls, haben anknüpfen wollen? Sollt' ich eben so unphilosophisch sinnlich, als irgend einer aus dem gemeinen Haufen, gleichsam gefragt haben: wie wohl meine Seele, wenn sie sichtbar wäre, dem Auge erscheinen würde? . . . Fast muß ich fürchten, so ists! Denn setzte ich nicht die Erkenntniß des Wesens meiner Seele der Erkenntniß ihrer Ei-

genschaften und Kräfte entgegen? Und was für Ursache dazu? Was trieb mich, außer dieser letztern Erkenntniß, noch jene andre zu suchen? Warum ließ ich die ganze Summe aller ihrer Eigenschaften und Kräfte nicht für die ganze Seele gelten? — Wahrlich, ich fürchte: meine träumende Phantasie hat meine wachende Vernunft beschämt; aber dann hätte sie ihr zugleich einen wichtigen Dienst gethan; sie hätte sie vor einem schimpflichen Irrwege gewarnet.

Doch ich will mich nicht übereilen. Für künftige Muße will ich es aufsparen, die Richtigkeit dieses Gedankens zu prüfen. Was mir jetzt wahr scheint, ist dieß: So weit ich in der Entwickelung der Kräfte und Eigenschaften der Seele kam; eben so weit kam ich in der Erkenntniß von ihrem Wesen. Ich kenne noch nicht ihr Wesen; was heißt das? Ich habe von jener Entwickelung nur noch einen so dürftigen Anfang gemacht. Schaute ich alle ihre Eigenschaften und Kräfte in ihrem

innigsten Zusammenhange durch und durch, so würde ich eben damit ihr Wesen kennen; denn die eine Erkenntniß ist auch die andre: also will ich fleißig in der Erforschung von jenen fortfahren, und eben damit werd' ich zu einer hellern Erkenntniß von diesem kommen.

Zwanzigstes Stück.

Die Curmethoden.

Der Mensch ist von Grund aus verderbt — sagte Dümmler, mein stiller Nachbar, und schlug die Augen gen Himmel. — Da ist nichts übrig, als daß er sich selbst ertödte; daß er ganz neu werde, eine ganz andere Creatur.

Und was denn für eine? — schrie Drangsturm, mein wilder Nachbar, und stemmte seine Fäuste in beyde Seiten. — Der Mensch ist gut, wie er ist, nur daß er zu zahm geworden: Kopfhängen, Herr, zeigt ein mattes Herz an, und je muthiger und je unbändiger, desto gesünder!

Der stille Nachbar gab mir einen wehmüthig freundlichen Blick, und der wilde schlug mich

mit der Faust auf die Schulter. Beyde foderten mich auf zu entscheiden. — Der eine, merkt man wohl, war ein Frömmler, der sich über den Menschen härmt, daß er kein reiner Geist ist; der andre ein Kraftgenie, das in seiner Einfalt den leidenschaftlichsten Menschen, dieses Ideal der Dichtkunst, für das Ideal des wirklichen Charakters ansieht, und uns nun im ganzen Ernst darnach umbilden mögte.

Sie beyde, fing ich an, halten den Menschen für krank, meine Herren, und ich denke, Sie haben Recht; aber über die Art der Krankheit und über die Methode der Cur sind Sie nicht einig, und da kann nur Einer von Ihnen Recht haben, oder auch alle beyde Unrecht. — Ihr Streit erinnert mich an eine Geschichte, die ich Ihnen erzählen könnte, wenn Sie Lust hätten, mich anzuhören. — Sie warens beyde zufrieden.

In einer Stadt also — in welcher des lieben Vaterlandes? gilt gleich — lebten einst drey vornehme Herren, alle drey gleich schwach

und gleich krank. Ob sie der Ceres oder dem Bacchus oder irgend sonst einer Gottheit zu viel geopfert hatten, oder ob auch das Gift schon aus dem Blute ihrer edlen Ahnen in sie übergegangen war? kann ich nicht sagen. Genug, es waren bloße Gestalten von Menschen. Herr von Schlaff sah aus, wie das Fieber, Herr von Quöch, wie die Auszehrung, und Herr von Hemm, wie die Schwindsucht.

In eben dieser Stadt lebten drey vorzüglich berühmte Aerzte: Doctor Süß, Doctor Mark, Doctor Sinn. Die beyden erstern waren nicht viel mehr als Empiriker oder Aerzte von Hörensagen und hatten sehr viel zu thun; der letztere war ein Mann voller Einsicht, aber es fehlte an Praxis. Doctor Süß galt bey dem schönen Geschlecht und bey den Liebhabern der alten Leyer; Doctor Mark machte sein Glück bey der Jugend und bey den Bewunderern des Neuen; Doctor Sinn ward von den Klugen gebraucht und ging zu Fuße; die andern beyden aber fuhren in Kutschen.

Herr von Schlaff fiel durch den Rath seiner Tanten in die Hände des Doctor Süß. Doctor Süß fand in seinem Kranken nichts, als scharfgewordne Säfte, die er versüßen, schleimichte, die er verdünnen, und überhaupt nichts als verdorbne, die er früh oder spät herausschaffen müßte. Er griff also frisch zum Werke, versüßte, verdünnte, führte ab und aus durch alle Wege und Oefnungen der Natur. Morgens nahm Herr von Schlaff, auf Verordnung, eine gute Portion Manna; Mittags sah man ihn bey einem Töpfchen voll Tamarindenmuß, und vor Schlafengehen nahm er Cremor mit Zucker. Sein gewöhnliches Getränke war Mandelmilch und besonders Tisane von süßen Hölzern. Um die heilsame Ausdünstung zu befördern, lag er wohl zugedeckt zwischen Flaumbetten; und aus dem Zimmer zu kommen, war ihm bey Strafe der Apoplexie verboten. — Ein paar Wochen vergingen, so war von dem ganzen Herrn von Schlaff nichts mehr auszuführen, als seine

Seele: und auch die schickte der Doctor Süß mit dem letzten Mannatränkchen gen Himmel.

Herr von Quöch, der nun auch anfing, auf seine Cur zu denken, ließ sich durch dieses Beyspiel warnen und setzte sein Vertrauen auf die Methode des Doctor Mark. Doctor Mark dachte an keine Reinigung seines Kranken; er schüttelte nur den Kopf über die Schwachheit des Pulses und verordnete Stärkungsmittel. Alle Morgen tauchte er ihn bis über den Kopf in ein Stahlbad; Quassia mit spanischem Weine trat an die Stelle des Thees, und roher Schinken mit einem Schnitte Pumpernickel an die Stelle des Frühstücks. Hart vor dem Essen ward ein Schluck bittrer Mageneſſenz genommen, und vor Schlafengehen verschlang Herr von Quöch noch eine derbe Portion China, nicht in Extract, sondern in Substanz. Das Lager war eine harte Matratze, mit Pferdehaaren gestopft, und das Oberbette eine ganz leichte dünne Decke, mit Baumwolle durchnäht. Auf diese Art, glaub-

te Doctor Mark, müßte aus seinem Kranken, so schwach er jetzt wäre, noch ein Man wie ein Herkules werden. So etwas ward denn auch wirklich aus ihm; aber ein Herkules auf dem Oeta: denn der zu gestärkte Herr von Quöch fiel plötzlich in eine Raserey, worin er ein geladenes Pistol erhaschte und sich über dem rechten Auge eine Kugel durch den Kopf schoß. — Seine China hatt' er noch eingenommen; Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen.

Durch beyde Beyspiele gewitzigt, wandte sich nun Herr von Hemm an den demüthigen Fußgänger, den Doctor Sinn. Doctor Sinn sah gar bald, wo es fehlte. Die festen Theile, sagte er, sind geschwächt und die Säfte übel gemischt: Herr von Hemm hat nur immer genossen und nichts gethan; er hat gewisse Kräfte der Natur zu viel und andre zu wenig geübt. Ihn so auf einmal reinigen wollen, das hieße bey seiner Schwachheit ihn über den Haufen werfen; und ihn

unmittelbar stärken wollen, das hieße bey der schlechten Beschaffenheit seiner Säfte, das Uebel noch fester binden. Ich sehe wohl, ich muß auf beydes zugleich bedacht seyn, und vor Allem muß mein Kranker sich gelinde Bewegung machen und gute Diät halten. Jenes wird nach und nach den geschwächten Fibern ihren Ton, und dieses den verderbten Säften ihre gehörige Mischung wiedergeben. — Zum guten Glück war Herr von Hemm seinem Arzte folgsam; er hielt die ihm vorgeschriebene Diät, machte sich die ihm empfohlne Bewegung: und so lebt er noch jetzt; nicht zwar von allen Anfällen frey, aber im Ganzen denn doch gesund und zufrieden. — —

Da sieht man Gottes Gnade! sagte der stille Nachbar; denn der mußte doch allein das Gedeyen geben. — Ja, das gab er auch, sagte der wilde; denn er gab dem Doctor Verstand ins Hirn, daß er von keiner Ertödtung und keiner neuen Creatur phantasirte. — So ging der alte Streit wieder an; der eine be-

hauptete, daß die Natur grundverderbt, der andre, daß sie sehr gut sey; jener wollte sie nichts als reiner, dieser sie nichts als stärker haben. An die Anwendung meines Geschichtchens ward nicht gedacht, und ich sah zu spät, daß es gleich vergebliche Arbeit ist, Mohren zu waschen und Leute, die einmal Partey genommen, auf andre Gedanken zu bringen.

Ein und zwanzigstes Stück.

An Herrn Z***

Sie begehen einen Fehler, mein Freund, der sehr verzeihlich ist; denn gewissermaßen hat ihn Sokrates selbst begangen. Sie wollen die Dichtkunst ganz auf unmittelbare Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung edler und rechtschaffner Gesinnungen einschränken. Aber Sie begehen noch einen andern Fehler, den Sokrates nicht beging: Sie wollen auch, daß man das, was Sie für den höchsten Zweck der Dichtkunst halten, in der eignen Theorie derselben zum Grundsatz mache. — Sehen Sie hier die Ursachen, warum ich in beyden Punkten von Ihnen abgehe.

Das dichterische Talent, wie Sie wissen, liegt in einer vorzüglichen Stärke und Voll-

kommenheit der untern, oder wenn Sie lieber wollen, der ästhetischen Seelenkräfte. Die Gabe, sich das Abwesende gegenwärtig zu machen, mit blosmöglichen Vorstellungen sich so zu täuschen, als ob sie Wirklichkeit hätten, fremde oft weitgetrennte Ideen in Verbindung zu bringen, und leicht von allem, was die Neigungen des menschlichen Herzens interessiren kann, gerührt zu werden; mit einem Worte: Phantasie, Fiktionsvermögen, Witz, empfindliches Herz machen den Dichter. Die Schönheiten, die das Genie vermittelst dieser Kräfte hervorbringt, können den Leser nicht beschäfftigen, nicht ergötzen und rühren, ohne daß die ähnlichen Kräfte seiner eignen Seele einen vortheilhaften Eindruck dadurch bekämen. In der geistigen Welt herrscht eben das geheime Verständnis unter den Kräften, das in der physischen herrscht: alle umgebenden ähnlichen Kräfte erwachen, sobald die eine im Spiel ist; alle gerathen in Unruhe, in Thätigkeit: und wie nichts in der Natur plötzlich auf-

hört, ohne Folgen zurückzulassen, so ist auch keine solcher Uebungen fruchtlos für diese Kräfte. Jeder neue Gebrauch dient, in der geistigen, wie in der physischen Welt, zur Erhöhung der Kraft; jede neue Aeußerung macht zu künftigen Aeußerungen der Thätigkeit geschickter. Nicht genug also, wenn wir bey der lebendigen Schilderung eines Dichters unsre Phantasie erhoben fühlen, daß wir nun um dieses Eine Gemälde reicher geworden; nicht genug, wenn wir der Geschwindigkeit seines Witzes folgen, daß wir nun dieses Eine von ihm bemerkte Verhältniß von Ideen kennen; nicht genug, wenn wir von seinen Empfindungen zur innigsten Theilnehmung hingerissen worden, daß wir nun mit diesem Einen Gefühle sympathisirt haben: unsre ganze Phantasie ist nun lebhafter, unser ganzer Witz ist nun schneller, unser ganzes Herz ist nun weicher geworden. Nicht nur dieß Einemal haben die ähnlichen Kräfte unsrer Seele mitgewirkt: auch zu künftigem Wirken haben sie

mehr Fähigkeit, mehr Trieb, mehr Spannung erlangt.

Eben darin nun, liebster Freund, würde ich den wahren, den höchsten Entzweck der Dichtkunst suchen. Unsre Glückseligkeit, wie wir alle einig sind, liegt in der Vollkommenheit unsrer Natur; unsre Natur besteht aus allen uns anerschaffenen Kräften: und wer also die eine oder die andre erhöht, es sey welche es wolle; der hat zu unsrer Vollkommenheit, zu unsrer Glückseligkeit beygetragen. Es ist eine irrige Vorstellungsart, wenn man sich die Belustigung, die ein Gedicht giebt, entweder blos als schädlich, oder blos als Belustigung, ohne Einfluß aufs Künftige, denkt. Sie hat allemal ihren Einfluß, und ihren nützlichen Einfluß; nur daß man freylich auf der einen Seite mehr verderben kann, als man auf der andern gut gemacht hat.

Schließen Sie hieraus weiter auf die wahre Vorschrift für die Anwendung der dichterischen Talente! Es ist nicht nothwendig, daß

der Dichter allemal auf unmittelbare Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung edler und rechtschaffner Gesinnungen arbeite: das sittliche Gefühl ist nicht das einzige Vermögen der Seele, das er vervollkommen kann und vervollkommen soll; es gehört nur mit in die Reyhe mehrerer Kräfte, die alle geübt und erhöht seyn wollen, und die Uebung der einen Kraft schließt nicht nothwendig die Uebung aller andern in sich. — Aber, so wie am Körper der eine Sinn der edlere, höhere ist, der dem Geiste reichere und mannichfaltigere Ideen zuführt; so wie am Körper der eine Sinn zum Nachtheil der andern geübt werden kann; so wie am Körper die Sinne auf die unrechten Gegenstände können gerichtet, zu falschen Wirkungen, die sie nicht haben sollten, können verwöhnt werden: eben so ist in der Seele die eine Kraft die edlere, höhere, schätzbarere; eben so läßt sich in der Seele die eine Kraft zum Nachtheil der andern stärken; eben so können die Kräfte der Seele

an den unrechten Gegenständen geübt, zu falschen Wirkungen, die sie nicht haben sollten, verstimmt werden. — Und so wie man, in Ansehung des Körpers, mehr den Sinn des Gehörs, als den Sinn des Geschmacks schärfen, nicht, um den Geruch zu ergötzen, das Auge kränken, nicht die Fibern des Gefühls zu unnatürlichen Kitzelungen verwöhnen soll: eben so soll man, in Ansehung der Seele, zur Unterstützung ihrer edelsten und höchsten Kräfte am liebsten wirken; nicht die untern gegen die höhern empören, nicht den Kräften eine Richtung geben, die wider die Absichten der Natur ist. Der Dichter soll zwar die Einbildungskraft stärken, aber nicht so, daß er die Vernunft zerrütte; er soll den Witz schärfen, aber nicht so, daß die geselligen Tugenden leiden; er soll die Liebe besingen, aber nicht so, daß wir ihren Ausschweifungen, oder wohl gar ihren unnatürlichen Ausartungen Beyfall geben. —

So im Allgemeinen, mein Freund, werden Sie mir meinen Grundsatz hoffentlich gelten lassen; denn eigentlich ist er nichts, als der erweiterte und verbesserte Ihrige: aber bey der Anwendung auf einzelne Fälle mögten wir leicht wieder uneins werden. Eben in dieser Anwendung, deucht mir, ist Sokrates, oder wenn Sie lieber wollen, Platon zu weit gegangen. — Zwar, was die griechische Mythologie betrift, so hatte er für sie einen Gesichtspunct, der heutiges Tages wegfällt; denn was jetzt zur bloßen poetischen Fiction geworden, das war damals wirklicher Glaube des Volks: und manche Vorstellungsart konnte also zu jener Zeit einen Einfluß haben, den wir jetzt nicht mehr fürchten dürfen. Allein, auch in Ansehung des Sittlichen scheint mir Platon hie und da vor Irrlichtern zu warnen, die blos in seiner Einbildung schweben; er scheint mir zu oft das Unmoralische des Gegenstandes mit dem Unmoralischen der Schilderung zu verwechseln. —

Doch wir wollten ja nicht die Anwendungen der Regel, sondern nur die Regel bestimmen: und da wir diese bereits gefunden haben, so fragt sich nur noch, wo wir sie hinsetzen wollen? ob in die Theorie der Dichtkunst selbst, oder in die Moral?

Die Moral, wie wir wissen, richtet ihren Blick nicht blos auf einige, sondern auf alle Kräfte unsrer Natur; sie betrachtet jede in dem Verhältnis, worin sie zur Vollkommenheit unsers ganzen Wesens steht, und sucht sie alle in diejenige Harmonie zu stimmen, von der unsre Glückseligkeit abhängt. Hingegen die Theorie der Dichtkunst hat einen weit engern Umfang; denn da die Dichtkunst selbst nur auf die untern oder ästhetischen Kräfte der Seele wirkt, so kann auch jene Theorie nur auf diese Kräfte Rücksicht nehmen. Der Gegenstand derselben ist die sinnliche Vollkommenheit oder die Schönheit: also blos diese, insoferne sie durch die Sprache, die das Medium der Dichtkunst ist, erreicht

werden kann, ist der eigentliche Gegenstand der Poetik. Will diese Wissenschaft auf mehr, als auf Schönheit, will sie auf Vollkommenheit dringen, die nicht fürs Anschauen kommt, nicht fürs Empfinden gehört, oder wenn Sie mir dieses Kunstwort erlauben wollen, die nicht Phänomen ist; so vergißt sie ihrer eigentlichen Bestimmung, und verirrt sich aus ihren Grenzen.

Es ist mit dem Poetischguten, wie mit dem Poetischwahren beschaffen; die Vernunft, die ins Innre und auf die Folgen sieht, schätzt es nach einem ganz andern Maaßstabe, als die sinnliche Erkenntnis. Was bekümmerts den Dichter, der blos für die Einbildungskraft schreibt, ob nicht vielleicht der Vernunft, nach einer philosophischen Analyse der Begriffe, die Dinge ganz anders erscheinen, als sie sich jener mahlen? Was fragt er nach Widersprüchen, die es nicht unmittelbar für die sinnliche Erkenntniß sind, sondern erst durch mühsames Ueberdenken und

Entwickeln herausgebracht werden? — Es mag seyn, daß jenes goldene Zeitalter, worein sich der Dichter versetzt, nicht vorhanden, nicht einmal möglich war; daß sich bey einer so einfachen und bedürfnisfreyen Lebensart, in so kleinen und eingeschränkten Gesellschaften, die Vernunft, die Sitten, die Empfindungen nicht zu so einem Grade verfeinern konnten: was thut das alles dem Dichter, der nur unsre Phantasie täuschen, uns nur in einen angenehmen Traum wiegen, uns nur anziehen, rühren, ergötzen wollte? Hat er den Widerspruch zu verbergen gewußt; ist er seiner Voraussetzung treu geblieben; hat er dem Irrthum die Gestalt der Wahrheit gegeben: so hat er alles gethan, was die Gesetze seiner Kunst von ihm fordern. Fehler wider die Logik mag er in Menge begangen haben; wider die Dichtkunst hat er keinen begangen.

Machen Sie die Anwendung, mein Freund, von dem ästhetischen **Wahren** auf das ästhe-

tische Gute! Die Dichtkunst fordert weiter nichts, als daß der Dichter nicht unmittelbar das moralische Gefühl beleidige, oder daß er sich vor dem Gegentheil des sittlichen Schönen hüte, welches allerdings eine Hauptquelle des dichterischen Schönen ist. Um die innre sittliche Güte ist sie eben so unbekümmert, als um die innre logische Wahrheit. Mag doch die Vernunft gegen die Empfindungen und Leidenschaften streiten, in die uns der Dichter hineinzieht; mag sie doch die Denkungsart, die wir unvermerkt mit ihm annehmen, als schwärmerisch, als leichtsinnig verwerfen; mag sie doch die Charaktere, Gesinnungen, Handlungen, für die er uns einnimmt, die er uns als gut, als liebenswürdig abzubilden weiß, als falsch, als unwürdig tadeln: was geht das alles die Dichtkunst an, die allein aufs Schöne sieht? allein mit der Empfindung zu thun hat? die zufrieden seyn muß, wenn der Mangel der sittlichen Güte des Werks nur nicht Phänomen wird, nur nicht

in fühlbare sittliche Häßlichkeit ausartet? Der Dichter hat das Seinige gethan, als Dichter; wer ihn verklagen will, muß sich nicht an den Richterstuhl der Kritik, er muß sich an den höhern Richterstuhl der Moral wenden.

Wenn nun dem so ist, liebster Freund, so kann der Grundsatz, daß der Dichter auf Beförderung der Weisheit und Tugend arbeiten soll, unmöglich in die eigene Theorie der Dichtkunst kommen. Er würde ohne alle Verbindung, nicht als Erkenntnisgrund, sondern als bloße unfruchtbare Maxime da stehn; nicht im Werke selbst, etwa in der Einleitung, im Anhang. Ohngefähr, wie in der Kriegskunst die nicht weniger wichtige Maxime da stehen würde: daß kein Staat den andern bekriegen soll, als zur Vertheidigung seiner Rechte, und zum Schutz seiner Unterthanen. Der gerechte Krieg wird nicht anders, als wie der ungerechte, geführt; alle kriegerischen Evolutionen geschehen hier wie dort, und dort wie hier: und

wenn Folard entscheiden soll, so ist immer Cäsar der ungleich größere Held, als Pompejus, obgleich jener sein Vaterland umzustürzen, dieser es aufrecht zu halten sucht. Eben also wird das sittliche Gedicht nicht anders, als wie das unsittliche, geschrieben; und wenn es blos auf den Ausspruch eines kritischen Aristarchs beruht, so ist immer Voltaire der unendlichbessere Dichter, als Racine der Sohn ist.

Wird aber dadurch jenen Maximen nur das Geringste von ihrer Wahrheit oder von ihrer Verbindlichkeit entzogen? Ich denke nicht, liebster Freund. Denn was für die Kriegskunst kein Grundsatz ist, das bleibt noch immer einer für den Krieger; was für die Dichtkunst keiner ist, das bleibt noch immer einer für den Dichter.

In theoretischen Wissenschaften, wo man uns die Dinge kennen lehrt, wie sie sind, macht man häufig Absonderungen der Begriffe, die man in die Wirklichkeit selbst nicht

hinübertragen kann, ohne in Irrthümer zu fallen. In praktischen Wissenschaften, wo man uns vorschreibt, was zu thun sey, macht man ähnliche Absonderungen; aber in die Wirklichkeit selbst darf man sie gleich wenig hinübertragen. Die Dichtkunst schreibt freylich nur vor, was der Dichter zu thun hat, insoferne er nichts ist, als Dichter: aber ist er denn in der That weiter nichts? Ist er denn nicht auch Mensch? nicht auch Unterthan Gottes? nicht auch Glied der Gesellschaft? nicht auch Bürger des Staats? Und insofern er dieß alles ist; hat er nicht andre Pflichten, die wichtiger und nothwendiger sind, mit jenen zugleich zu erfüllen? Er kann nie zu sich sagen: Ich will jetzt nichts seyn, als Dichter, unbekümmert um meine andern Verhältnisse! Wenn er diese Verhältnisse nicht aufheben kann — und wie ist es ihm möglich, daß er sie aufhebe? — so kann er sich auch nicht von den Pflichten, die sie ihm auflegen, freysprechen. Auch würden wir, seine Leser, diese

willkührliche Trennung seiner selbst, diese spitzfindige Absonderung seiner Verhältnisse zu ahnden wissen. Insofern er Dichter ist, sind wir nur seine Kunstrichter; aber wir sind auch seine Sittenrichter, insofern er Mensch ist: und wehe ihm, wenn ihm an dem Tadel des Sittenrichters weniger liegt, als an dem Spotte des Kunstrichters!

So wie ich mich hier erklärt habe, mein Freund, bleibt der Unterschied, auf den wir am Ende hinauskommen, nur sehr geringe. In der Sache selbst sind wir nur wenig uneins; es ist beynahe das Nehmliche, was wir von einem Aristoteles wollen vorgetragen haben; wir streiten nur noch, ob er es lieber in der Poetik vortragen soll, oder lieber in der Moral und Politik? Was er gethan hat, wissen Sie selbst: und wenn es also auf Autoritäten ankommt, so habe ich die meinige, so gut wie Sie die ihrige haben. — Doch wenn Sie auch die Gedanken des Philosophen, von dem Sie in Ihrem Briefe ausgehn, etwas ge-

nauer und in ihrem ganzen Zusammenhange erwägen, so werden Sie finden, daß er eher auf meiner Meynung, als auf der Ihrigen ist, und daß ich seine Ideen nicht sowohl widerlegt, als vielmehr gesammelt und commentirt habe.

Ich bin, u. s. w.

Zwey und zwanzigstes Stück.

Elisabeth Hill.

Frau Elisabeth Hill war eine junge und reiche Wittwe zu N*** in Schwaben. — Es hielt sehr schwer, aus ihr klug zu werden; denn die Frau war nie, was sie schien, und ohne Unterlaß war sie anders.

So lange noch in dem Städtchen ein gewisser Hofrath lebte, der ein großer Freund von galanten Lectüren war, that sie vom Morgen bis in den Abend nichts, als Romanen lesen. Da der starb und ein Doctor der Arzeneykunst hinkam, der viel auf Schmäuse und Bälle hielt, gab sie die Bücher auf, und legte sich aufs Putzen und Tanzen. Endlich, da der Landesherr einen sehr frommen Superintendenten an den Ort setzte, der bis dahin

noch keinen gehabt hatte, trug sie sich nicht anders, als aschgrau, und hielt geistliche Conventikel.

Ueber diese plötzliche Veränderung der Frau Hill herrschten unter den Gelehrten der Stadt dreyerley Hauptmeynungen. Der Rector der Schule, der ein schöner Geist und Mitarbeiter an einem gelehrten Journal war, ward am leichtesten fertig; denn er behauptete: die Frau Hill hätte keinen Charakter, und ließe sich von einem Dichter weder im Roman, noch auf dem Theater brauchen.

Der Superintendent und die andern Geistlichen dachten viel, weder an Theater, noch an Roman. — Die Frau Hill, sagten sie, war ein Weltkind, das anfangs durch Lesen verbotner Schriften nur im Stillen sündigte, dann aber auf dem Wege des Verderbens tiefer hineingerieth, und sich öffentlich durch Springen und Tanzen zur Schau stellte. Jetzt, da sie von der Gnade ergriffen worden, hat sie sich aufrichtig bekehrt.

Der Doctor sah auf den Leib und ganz und gar nicht auf die Seele der Frau Hill, weder kritisch, noch theologisch. — Die Frau, sagte er, hat sich anfangs durch vieles Sitzen beym Lesen und dann durch vieles Nachtschwärmen auf den Bällen verderbt, und dickes Geblüt erzeugt. Ein Paar Aderlässe und im Frühjahr einige Flaschen Selzer sollten ihr gut thun.

Die Herren, wie man sieht, hatten sämmtlich zu einem System geschworen; das will sagen: sie hatten jeder eine gefärbte Brille auf, durch die sie alles auf einerley Art und nichts recht klar sahen. — Gleichwohl, da die übrigen Einwohner sich ihrer Blödsichtigkeit bewußt waren, und in die Brillen der Herren großes Vertrauen setzten; so nahm ein jeder eine dieser Meynungen an, je nachdem er mehr mit diesem oder mit jenem zusammenhing, oder sonst seine Ursachen hatte.

Der Buchbinder, der an der Menge geistlicher Quartanten und Folianten, die er für die

Frau Hill zu beschicken hatte, viel Geld verdiente, war der vortheilhaften Meynung der Geistlichkeit, und wünschte ihr aufrichtig Glück zu ihrer Bekehrung.

Der Schneider, der viel verdient hatte, und nun nichts mehr verdiente, trat der härtern Meynung des Doctors bey, und machte aus einem kleinen Ansatz zur Melancholie eine völlige Narrheit.

Der Schuster, der etwa noch die Hälfte verdiente, war der gemäßigten Meynung des Rectors, und bedauerte nur, daß so eine gute Frau, wie die Frau Hill, so veränderlich wäre, und niemals wüßte, was sie recht wollte.

Ein einziger ganz gemeiner Mann in der Stadt, ein Leinewandhändler, der sein natürlich gutes Gesicht durch keine Brille verderbt und auch sonst mit der Frau Hill nichts zu theilen hatte — denn sie trug keine Leinewand, als aus Holland; — dieser war klüger, als alle, und traf glücklich das rechte Fleckchen.

Denn da er einst Sonntags mit den übri-

gen Bürgern im Gasthofe zusammen kam, und der Buchbinder mit einem andächtigen Seufzer anfing: die Gnade hätte an der Frau Hill ein Großes gethan; da behauptete der Leinewandhändler ihm ins Gesicht, die Gnade hätte an ihr nichts gethan, ganz und gar nichts. Eben so widersprach er dem Schneider, der sie für wahnsinnig hielt, und dem Schuster, der sein altes Klagelied sang, sie wüßte nie, was sie wollte.

Die Frau, sagte er, weiß gar wohl, was sie will; und wenn ihr guten Leute nicht alle den Staar hättet, so wüßtet ihrs auch. — Sagt mir doch nur: Als der selige Hofrath noch lebte; wer war da der respectabelste Mann hier im Städtchen? Der Hofrath! — Und als der starb und der Doctor herkam; vor wem nahmen wir da am tiefsten die Hüte ab? Vor dem Doctor! — Und als der Landsherr den Superintendenten hersetzte; wer galt da mehr, als der Doctor? Der Superintendent! — Denkt dem Umstande ein wenig nach, ihr Leute! Da wird sichs finden.

Die Bürger lachten und meynten sämmtlich: so wenig der kleine Leinewandhändler darnach aussähe, so dick hätt' ers hinter den Ohren. Dieß freute ihn nun gar sehr: denn er hatte gern, daß man ihm Recht gab. — Ja, setzte er noch mit einem lauten Faustschlag hinzu; laßt den Superintendenten sterben und keinen andern kommen! so wett' ich euch Kopf und Kragen, sie geht wieder zum Doctor.

Das geschah nun zwar nicht, aber es geschah etwas anders. Denn der Landsherr, der gar ein gottseliger Herr war, rief den Superintendenten an den Hof, um ihn zum Beichtvater zu machen, und legte bald darauf ein Bataillon Truppen an den Ort, das einen gar stattlichen Mann zum Major hatte. — Es verging kein Monat, so speiste der Major bey Frau Hill, und Frau Hill beym Major. Nun ward des Majors Gemahlin von der ganzen Stadt, wegen ihrer feinen Gestalt und ihres zierlichen Anstandes, sehr bewundert, wenn

sie als Amazone zu Pferde saß. Frau Hill, die sich keiner schlechtern Gestalt und keines unebnern Anstandes bewußt war, hatte flugs ihren Gaul im Stall, und erschien, in Grün mit Gold, an der Seite der Frau Majorin, als Amazone.

Die Frau hat keinen Charakter! triumphirte der Rector, als sie die Classe vorbey ritt. — Die Frau ist aus der Gnade gefallen! seufzte ein Geistlicher, der von einem Krankenbesuche zurückkam. — Die Frau hat diät gelebt und macht sich Bewegung, sagte der Doctor, der mit seiner Morgenpfeife in der Thüre stand; sie wird wieder werden!

So fanden die Herren alle drey in ihrem eigenen System einen Schlupfweg, durch den sie sich aus dem Handel zogen, und was sie von ihren Gedanken hätte abbringen sollen, bestättigte sie darin. — Aber der Leinewandhändler trafs wieder besser; denn da ihm Frau Hill vor dem Thor an der Bleiche be-

gegnete, schüttelte er den Kopf und sagte in sich: Sieh! Sieh! Was nicht Eitelkeit thut!

* * *

Lacht über mein Geschichtchen, so viel ihr wollt! Es hat das Verdienst, daß es wahr ist: und wenn ihr Acht gebt, so werdet ihrs mannichfaltig anwenden können.

Drey und zwanzigstes Stück.

Der arme Jakob, der genug hat. *)

Meine lieben Freunde! Die Abgaben sind freylich schwer; und hätten wir nicht mehr, als die zu bezahlen, die uns die Obrigkeit auflegt, so könnten wir leicht damit fertig werden; aber wir haben noch ganz andre, und die den meisten unter uns noch weit mehr zur Last fallen. Unsre Faulheit macht unsre Abgaben doppelt, unsre Eitelkeit macht sie dreyfach, und unsre Thorheit vierfach. Es giebt keinen Landesverordneten, der uns von diesen Abgaben befreyen, oder uns einigen Nachlaß verschaffen könnte. Indessen hört einen guten

*) Aus einem Amerikanischen Almanach.

Rath an: es läßt sich noch etwas für euch thun. Gott hilft denen, die sich selber helfen, sagt der arme Jakob.

Man würde eine Regierung für fehlerhaft halten, die dem Volke auflegte, den zehnten Theil seiner Zeit auf öffentliche Frohndienste zu wenden; aber die Faulheit legt den meisten unter uns noch weit mehr auf. Der Müßiggang verkürzt nothwendiger Weise unser Leben, indem er uns schwächer macht. Der Müßiggang ist ein Rost, der mehr angreift, als die Arbeit selber. Je mehr man einen Schlüssel braucht, je reiner wird er, sagt der arme Jakob. Liebst du nun das Leben, so verderbe die Zeit nicht; denn sie ist das Zeug, woraus das Leben gemacht ist. Wie viel verlieren wir nicht dadurch, daß wir mehr schlafen, als uns Noth thut, ohne daran zu denken, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir lange genug im Grabe schlafen werden. Wenn die Zeit das kostbarste unter allen Dingen ist, so ist die Verschwendung

der Zeit die größte unter allen Verschwendungen. — Faulheit findet alles zu schwer; der Fleiß macht alles leicht. Wer spät aufsteht, der mag den ganzen Tag laufen; am Abend wird er kaum so viel finden, als er bedarf. Denn Fahrläßigkeit geht so langsam, daß Armuth sie bald einholt. Treibe dein Geschäft, damit dein Geschäft nicht dich treibt. Zeitig zu Bett gehen und zeitig aufstehen macht den Menschen klug, reich und gesund, wie der arme Jakob abermals sagt.

Was hilft es, beßre Zeiten zu wünschen und zu hoffen? Strenge dich an, so werden die Zeiten besser. Fleiß hat nicht nöthig zu wünschen; und wer sich mit Hoffnungen speiset, der stirbt vor Hunger. Es giebt keinen Vortheil ohne Mühe: Ich helfe mir mit meinen Händen fort, weil ich keine Ländereyen habe, und wenn ich welche habe, weil sie mit großen Abgaben beschwert sind. Wer ein Handwerk hat, der hat ein standsmäßiges Vermögen, und wer Kopf hat, der hat ein einträgliches

Ehrenamt. Man treibe also sein Handwerk, und brauche seinen Kopf; sonst reicht Vermögen und Amt nicht zu, unsre Abgaben zu bezahlen. Sind wir arbeitsam, so haben wir immer Brodt; denn der Hunger sieht dem Arbeitsamen nur ins Fenster, ins Haus darf er nicht kommen. Die Gerichtsbedienten kommen ihm auch nicht hinein: denn Aemsigkeit bezahlt die Schulden, aber Muthlosigkeit vermehrt sie. — Du hast keinen Schatz gefunden? kein reicher Verwandter hat dich zum Erben eingesetzt? Recht gut! Arbeitsamkeit ist des Glückes Mutter; Arbeit belohnt Gott. Bestelle dein Feld, wenn der Faule schläft, so wirst du Korn haben, wovon du leben und wovon du verkaufen kannst. Arbeite heute; denn du weißt nicht, was dich morgen daran verhindern kann. — Wenn du dienen müßtest, würdest du dich nicht schämen, wenn dein gütiger Herr dich müßig anträfe? Bist du nicht dein eigener Herr? Schäme dich also, dich selbst müßig anzutreffen, da du so viel für dich,

für dein Haus, für dein Vaterland und für deinen König zu thun hast.

Mich dünkt, ich höre jemand fragen: Soll man sich denn gar keine müßige Stunde erlauben? Ich antworte, wie der arme Jakob: Willst du Muße haben, so wende die Zeit wohl an, und so lange du nicht Herr über eine Minute bist, so verliere keine Stunde. Gute Muße heißt die Zeit, worin man etwas Nützliches verrichten kann; der Fleißige wird diese gute Muße finden, aber der Fahrläßige erhält sie nimmer. Denn ein Leben voll guter Muße und ein müßiges Leben ist zweyerley. Manche möchten gern von ihrer Geschicklichkeit leben, ohne zu arbeiten; aber sie platzen eher von Mangel als von Ueberfluß. Arbeit hingegen schafft Anmuth, Bequemlichkeit und Achtung. Flieht die Ergötzungen, und sie werden euch nachfolgen. Die fleißige Spinne hat ein großes Gewebe.

Aber Fleiß ist nicht genug; wir müssen auch beständig, nicht läufisch und nicht fahrläßig

seyn; wir müssen selbst ein Auge auf unsre Sachen haben, und uns nicht zu viel auf andre verlassen. Denn, wie der arme Jakob sagt, ein Baum, der oft umgepflanzt wird, und eine Familie, die immer herum läuft, gedeihen nicht so gut, als wenn alles an seinem Platze bleibt. — Dreymal umziehen, schadet so viel, als eine Feuersbrunst. — Verlaß deine Werkstatt nicht, so wird deine Werkstatt dich auch nicht verlassen. — Sollen deine Geschäfte gut von statten gehn, so gehe selbst darnach; sollen sie nicht, so schicke darnach. — Wer durch den Pflug reich werden will, muß ihn selbst anfassen oder ihn antreiben. Das Auge eines Herrn schafft mehr, als seine beyden Hände. Nachläßigkeit bringt größern Schaden, als Unwissenheit. Wer nicht über seine Arbeiter wachet, der läßt ihnen seinen Beutel offen. — In Weltgeschäften hilft Zutrauen weniger, als Mistrauen.

Das sey genug von Arbeit und von Aufsicht auf unsre Geschäfte. Aber zu diesen beyden

Dingen muß noch etwas hinzukommen. Wer nicht so zu sparen, als zu gewinnen weiß, der mag die Nase zeitlebens auf dem Mühlstein haben; er wird keine Gerstengrütze hinterlassen. Ist die Küche fett gewesen, so wird die Verlassenschaft mager seyn. Wir haben viel Geld, so wie wir es gewonnen haben, auch wieder verzehrt, seitdem die Weiber über dem Thee das Nähen und Stricken, und die Männer über dem Punsch das Pfropfen und Beschneiden vergessen haben.

Schränkt also eure thörichten Ausgaben ein, so dürft ihr nicht so viel über schwere Zeiten, über drückende Abgaben und über lästige Familien klagen. Denn Weiber und Wein, Spiel und unrichtiger Ueberschlag verringern die Gelder, und vermehren die Bedürfnisse. Mit dem, was ein einziges Laster zu unterhalten kostet, könnte man zwey Kinder unterhalten. Vielleicht glaubt ihr, ein wenig Thee oder Punsch, etwas leckerhaftere Speise, etwas feinere Kleider, und von Zeit zu Zeit einige Lustbarkeiten haben nicht

viel zu bedeuten; aber der arme Jakob sagt: Ein leckes Brett kann ein ganzes Schiff versenken.

Ihr habt euch hier zu diesem öffentlichen Verkaufe von allerley Kaufmannsgut und Galanteriewaaren versammelt: ihr nennt dergleichen ein Gut; aber wenn ihr euch nicht in Acht nehmt, so wird es für einige unter euch ein Uebel werden. Denkt an das, was der arme Jakob sagt: Kaufe nur, was du nicht nöthig hast, so wirst du bald verkaufen müssen, was dir unentbehrlich ist. Viele haben sich durch nichts anders zu Grunde gerichtet, als durch ihr wohlfeiles Einkaufen. Scharlach und Seide, Sammt und Atlas löschen das Feuer in der Küche aus.

Der arme Jakob giebt einen sehr guten Rath, wenn er sagt: Der läppische Geschmack an Putzwerk ist eine gefährliche Thorheit. Eitelkeit ist eine Bettlerin, die eben so dringend, als die Armuth, aber noch weit unverschämter ist. Habt ihr Ein schönes Stück gekauft,

so müßt ihr noch zehn andre kaufen, damit eure ganze Ausstaffirung sich zusammen paßt. Aber, wie der arme Jakob sagt: Wer Eitelkeit zum Mittagsessen hat, bekommt Verachtung zum Abendbrodt; oder: der Stolz frühstückt mit dem Ueberfluß, speist zu Mittage mit der Armuth, und ißt des Abends mit der Schande.

Welche Thorheit, solcher überflüßigen Dinge wegen Schulden zu machen! Bedenkt, daß ihr, wenn ihr Schulden macht, andern ein Recht über eure Freyheit gebt. Könnt ihr nicht zur rechten Zeit bezahlen, so werdet ihr euch schämen, wenn ihr eure Gläubiger sehet; ihr werdet zittern, wenn ihr mit ihnen sprecht, und nach und nach werdet ihr Treu und Glauben und die Scham selbst verlieren, und euch durch grobe und niederträchtige Lügen entehren. Denn Lügen ist die zweyte Stufe des Unrechts, und Schulden machen ist die erste. Schulden lassen die Lügen hinter sich aufsitzen. Armuth schlägt die Großmuth nieder. Ein leerer Sack steht nicht gut aufrecht, sagt der arme Jakob abermals.

Was würdet ihr von einem Fürsten oder von einer Regierung denken, wenn sie euch bey Gefängnißstrafe verböten, euch so zu kleiden, wie andre artige Leute? Ihr gebt euch Mühe, unter eine solche Tyranney zu gerathen, wenn ihr euch des Kleiderstaats wegen in Schulden steckt. Euer Gläubiger hat das Recht, sobald es ihm gefällt, euch eurer Freyheit zu berauben. Wenn ihr nicht im Stande seyd ihm zu bezahlen, kann er euch in ein Gefängniß verschließen, und euch Zeitlebens darin sitzen lassen. Als ihr euren Kauf schloßt, da dachtet ihr vielleicht wenig an die Bezahlung; aber die Gläubiger haben ein besser Gedächtnis, als die Schuldner. Die Gläubiger sind Tagewähler, und geben genau auf Termin und Verfallzeit acht. Der Zahlungstag bricht an, eh ihr noch aufgewacht seyd, und die Schuldforderung ist da, eh ihr zur Befriedigung Anstalten gemacht habt. — Vielleicht seyd ihr gegenwärtig in der Verfassung, daß ihr eine kleine Thorheit begehen könnt, ohne daß sie

Folgen hat; aber führt gute Haushaltung für das Alter und für die Nothdurft. Die Thorheit des Morgens währt nicht bis auf den Abend. Euer Gewinn kann von kurzer Dauer und ungewiß seyn; aber eure Ausgaben sind gewiß, und dauren so lange ihr lebt. Nun aber ist es leichter, zwey Feuerheerde zu bauen, als auf einem einzigen beständig Feuer zu unterhalten.

Zum Schluß! Erfahrung hält eine sehr theure Schule; es ist aber die einzige, worin Narren etwas lernen. Denn einen guten Rath kann man wohl geben, aber eine gute Aufführung kann man nicht geben. Wer sich also nicht rathen läßt, dem ist auch nicht zu helfen.

W.

Vier und zwanzigstes Stück.

Ueber Emilia Galotti.

Vierter Brief.

Der Plan der Emilia Galotti ist, deucht mir, ganz sichtbar aus der Geschichte der Virginie entstanden. Sie wissen, mein Freund, daß es in Italien eine Fürstliche Familie Gonzaga gab, deren jüngere Linie sich von Guastalla schrieb: aber wüßten Sie von irgend einem Gonzaga eine Anekdote, aus der sich ein Trauerspiel, wie Emilie, hätte machen lassen? Ich wenigstens — der ich zwar freylich in der Geschichte der kleinen italienischen Häuser wenig bewandert bin, — wüßte keine: und da auch sonst, in der Ausführung der letzten Scenen, offenbare Rücksicht auf die Geschichte Virginiens genommen worden; so setze ich um so zuversichtlicher voraus, daß der Dich-

ter die so interessante Katastrophe jener Geschichte genommen, und seinen übrigen Plan ausdrücklich dazu erfunden habe.

Die große Schwierigkeit eines solchen Unternehmens darf ich Ihnen wohl nicht erst erklären; Sie werden sie fühlen. Es scheint mir schon immer nicht die leichtere Arbeit des Genies, von einigen einzelnen unbestimmten Ideen anzufangen, und ihnen durch nähere Bestimmung das Leben und die Wirklichkeit erst zu geben, die sie in ihrer dürftigen Allgemeinheit nicht hatten. Auch zweifle ich sehr, ob jemals ein episches Gedicht so gemacht worden, wie der ehrliche Le Bossu es geträumt hat. Das Genie, so viel ich weiß, arbeitet leichter aus der Wirklichkeit heraus, als in die Wirklichkeit hinein; es gelingt ihm besser, dem schon gefundenen Golde Glanz und Form zu geben, als das Gold selbst durch alchymistischen Proceß erst hervorzubringen. Je mehr schon die Natur, diese beste Werkmeisterin, ihm in die Hände gearbeitet; desto bündiger, fester, glei-

cher wird das Gewebe seines Plans; desto voller, blühender, lebendiger wird sein Werk in der Ausführung. Glückliche Sûjets, worin das Wesentliche schon meistens beysammen ist, aus der wirklichen selbstbeobachteten Welt gerissen, geben daher immer die Meisterstücke der Dichter. Sie haben hier weiter nichts zu thun, als daß sie den schon vorhandenen Stoff von allen anklebenden Schlacken reinigen, alle unwesentlichen Theile davon abschneiden, oder wenn ihn die Kunst auch in wesentlichen Theilen nicht brauchen kann, ihn aus der Fülle eben der nahe umgebenden Natur, wo sie ihn heraushoben, zu ergänzen und zu verschönern suchen.

Noch schwieriger ward, in unserm Falle, das Unternehmen dadurch, daß der Dichter aus der Geschichte der Virginie gerade das Letzte, die Katastrophe heraushob. Es scheint mir ausnehmend mißlich, eine so bestimmte Katastrophe von der Reihe von Ursachen, woran sie in der Natur hing, loszureissen, und

sie an eine ganz verschiedene zu knüpfen. Auf was für eine Verbindung von Umständen man auch verfallen, was für eine Gesellschaft von Charakteren man auch versammeln mag, so wird man immer, wenn man sich dem natürlichen Gange der Handlung überläßt, auf ein etwas anderes Ende damit hinauskommen. Verschiedenheit in den Ursachen wird Verschiedenheit in die Wirkungen bringen; und nachdem sie dort wesentlich oder zufällig ist, wird sies auch hier seyn. Am größten aber scheint mir diese Schwierigkeit dann, wenn die Katastrophe so außerordentlich, so ungewöhnlich, wie hier ist. Ein rechtschaffener Vater durchbohrt seinem einzigen würdigen Kinde das Herz, weil er sonst kein Mittel hat, es von der Schande zu retten. Wie entsetzlich, wie einzig ist diese That! Wer sollte nicht glauben, daß sie nur in einem eben so einzigen Falle, unter einer eben so einzigen Verknüpfung von Umständen habe geschehen können? Und wie kühn muß also nicht der Dichter scheinen, der damit ganz aus jener

Regierungsverfassung, jenen Verhältnissen und Sitten des alten Roms herausgeht, der sich dazu in einer völlig verschiedenen Welt gleich wahre Veranlassungen aufsucht, sich einen gleich bündigen Zusammenhang von Begebenheiten und Umständen erdichten will, worin die Katastrophe eben so tief und augenscheinlich gegründet sey, wie in jenen. — Wenn ich bedenke, daß Herr Lessing so sicher der Mann war, der alle diese Schwierigkeiten fühlte, so erstaune ich über den Muth, womit er sich ihnen unterzog: und wenn ich dann sehe, bis zu welchem Grade er sie überwunden hat, so erstaune ich noch mehr über die Größe der Kraft, die er dazu anwenden mußte. Doch zugleich werde ich unwillig, daß der Mann, der so sicher Genie hat, uns bereden will, er habe keines; wenn andere, die so sicher keines haben, uns durchaus wollen glauben machen, sie hätten welches.

Um den Ausspruch in meinem letzten Briefe zu rechtfertigen, werde ich die Geschichte der Virginie mit der Geschichte der Galotti vergleichen

müssen. Die letztere haben Sie gewiß, und vermuthlich auch die erstere, im Gedächtniß; oder wo nicht, so haben Sie Ihren Livius bey der Hand, um sie nachzuschlagen. Ich kann also der Mühe, sie zu wiederholen, entübriget seyn.

Livius sieht in dieser ganzen Geschichte nur Eine Schwierigkeit; er begreift nicht, mit welchem erträglichen Vorwande Appius sein gesetzwidriges Urtheil beschöniget habe. Nudum, sagt er, videtur proponendum: decresse vindicias secundum seruitutem. Das kann nun freylich wohl der Geschichtschreiber, aber nicht der dramatische Dichter sagen; und doch möcht' es dem letztern schwer werden, in der Aufsuchung eines solchen Vorwandes glücklicher als jener zu seyn. Wenn indessen der Dichter nur diese einzige Schwierigkeit überwunden hat, — wozu ihm vielleicht Dionys von Halikarnaß behülflich seyn könnte, — so hat er sie auch alle überwunden; nur noch diejenigen ausgenommen, die sich in Ansehung der dramatischen Form, bey Vertheilung der Hand-

lung, Verbindung der Auftritte u. s. w. ereignen möchten. Der Zusammenhang der Geschichte selbst ist so innig, als man ihn wünschen kann; die historische Wahrheit hat alle poetische Wahrscheinlichkeit; jede Verbesserung, die man anbringen wollte, würde Verschlimmerung werden. Es ist nichts zu ergänzen, nichts umzuändern; die ganze Arbeit besteht blos in der Entwickelung der angegebenen Charaktere und Situationen.

Vergleiche ich diese Geschichte mit dem Plan der Emilie, so fällt mir nichts so schnell in die Augen, als daß dort der Bewegungsgrund zu der schrecklichen That des Vaters zwiefach, hier nur einfach ist. Dort will nicht nur der ehrliebende Mann von strengen Grundsätzen und rauher Tugend sein Kind vor der Entehrung sichern; der freye Römer, dem Sclaverey verhaßter als Tod ist, will es auch dem Elend der Knechtschaft entreissen. In den Worten, die ihm Livius, eben da er die schreckliche That vollbringt, in den Mund legt, wird die-

ses letzten Bewegungsgrundes allein erwähnt: hoc te vno, quo possum, modo, filia, in libertatem vindico; und bey andern, so wie auch nachher bey ihm selbst, steht er vor: ἐλευθέραν σὲ καὶ εὐσχήμονα, τέκνον, ἀποστέλλω τοῖς κατὰ γῆν προγόνοις. Si liberae ac pudicae viuere licitum fuisset etc. Für Emilia Galotti darf ihr Vater nicht beydes, Sclaverey und Entehrung; er darf nur Eins, nur das Letztere fürchten: und so hat jene Geschichte der Virginie vor dieser der Emilie schon einen nicht verächtlichen Vortheil; denn je mehr zu einer so schrecklichen That der Bewegungsgründe sind, und je dringender jeder an sich, desto besser. — Doch so sehr wichtig ist dieser erste Vorzug noch nicht; denn allerdings kann schon der einfache Bewegungsgrund, nachdem die Situation und der Charakter ist, auf den er wirkt, völlig entscheidend werden: und ist er das wirklich, so hat man dem Dichter weiter nichts vorzuwerfen.

Aber hier zeigt sich nun, meines Erachtens,

der zweyte, der große Vorzug der Geschichte des Livius: der Vater der Virginie hat einen völlig entscheidenden Bewegungsgrund; der Vater der Galotti hingegen nicht. — Sie werden mir das zugeben, hoff ich, sobald sie nur die beyden Situationen, der Virginie und der Emilie, recht scharf in die Augen fassen.

Ueber Virginien ist der letzte richterliche Ausspruch von eben dem Manne ergangen, der die höchste obrigkeitliche Gewalt in Rom hat; es ist nicht blos mehr zu fürchten, nicht blos mehr wahrscheinlich, daß sie werde zur Sclavin erklärt werden; sie ist es schon wirklich. Ihre Freyheit ist ohne Rettung dahin; und in Absicht auf ihre Ehre läßt sich nicht die geringste Schonung gegen eine Sclavin, nicht die geringste Mäßigung von einem Manne erwarten, der sich im Angesichte des ganzen Roms mit so großer Unverschämtheit betragen hatte. — Das Volk, das natürlicher Weise auf Seiten des Beleidigten und des Mitbürgers war, ist auf die Drohungen des Appius

schüchtern zurück gewichen: allein und verlassen steht nun auf der einen Seite Virginie mit ihren wenigen Freunden (deserta praeda injuriae); auf der andern der mächtige Decemvir, den sein Ansehen im Staat und seine Lictoren schützen. Schon tritt man hinzu, Virginien ihrem Tyrannen und Ehrenschänder in die Hände zu liefern: es ist der letzte entscheidende Augenblick: nur noch zwey gewaltsame Mittel, dem Spiel ein Ende zu machen, sind übrig. Der Vater muß den Dolch entweder gegen Claudius und den Decemvir, oder gegen das Herz seines eigenen Kindes zücken. — Welches von beyden Mitteln würde er wählen, wenn die Wahl ihm frey stünde? Und welches ist er gezwungen zu wählen? —

Das Erstere, deucht mir, beantwortet sich gleich von selbst; denn gewiß ist es natürlicher, daß der Hirt den Wolf, als daß er das Lamm erschlage. Die Hand des Vaters wird wider eben denjenigen gerichtet seyn, wider den schon sein Mund getobt hat; er wird lieber fremdes,

als eigenes Blut vergießen; lieber den Schuldigen, als die Unschuldige, den Bösewicht, als die Tugendhafte ermorden. Aber dieses natürlichste Rettungsmittel, auf das ihn Noth und Leidenschaft gleich zuerst führen müssen, wird ihm durch die Beschaffenheit seiner Lage unmöglich gemacht. Der Decemvir, der sich, auf den Fall eines Tumults, gegen ein ganzes Volk gerüstet hatte, ist gegen die Tapferkeit eines Einzelnen allzuwohl gesichert; Virginius könnte den ersten, zweyten, dritten Lictor niederstoßen: unter den Streichen des Vierten würde er dennoch erliegen müssen. Diese seine Aufopferung aber; was für Nutzen würde sie für Virginien haben? Würde die Unglückliche weniger in Sclaverey gerathen? weniger ein Raub der zügellosen Begierden des Decemvirs werden? Es würde nicht echte Tapferkeit einer wahrhaftig großen Seele; blinde tollkühne Wuth würde es seyn, einen so äußerst gefahrvollen und für Virginien so fruchtlosen Versuch zu wagen.

Sie erkennen also, mein Freund, daß von den beyden gewaltthätigen Mitteln, die hier noch übrig waren, das erste, das an sich natürlichste, unmöglich gemacht wird: und eben dadurch wird nun das zweyte, das an sich unnatürlichste, natürlich. Das Leben seines Kindes ist dem Vater mehr, als sein eigenes, werth; er würde, wenn er nicht zu ihrer Rache lebte, das Messer aus ihrer Brust nur herausreißen, um es in seine eigene zu stürzen: nur ein Einziges ist ihm mehr werth, als alles: ihre Freyheit und ihre Ehre; es ist besser, deucht ihm, daß er sein Kind durch den Tod, als daß ers durch die Schande verliere. Also mit der Fassung einer wahrhaftig großen Seele, die sich auch mitten in der schrecklichsten Situation noch besitzt, wird er auf einmal ruhig; verlangt nur, um sich von der Wahrheit der vorgegebenen Geschichte zu überzeugen, eine augenblickliche Unterredung mit Tochter und Amme, führt beyde, nach erhaltener Erlaubniß vom Decemvir, seitwärts, und

durchbohrt der erstern, mit einem Messer, das er von der nächsten Schlachtbank ergreift, das Herz. — Den vornehmsten Antrieb zu dieser That giebt ihm seine römische Vaterliebe, so groß und so echt, als sie je in der Brust des kühnsten und stolzesten Mannes gewohnt hat; mitwirkende Ursache bey dieser That ist seine Wuth gegen den Appius, den er nun eben dadurch elend macht, daß er ihm den Gegenstand seiner heissesten Begierde entrückt: und die Zeit, die zwischen That und Gedanken verstreicht, ist ein einziger dringender Augenblick, über den hinaus vielleicht auch die größte Menschenseele diese äußerste Spannung nicht würde aushalten können.

Halten Sie nun die Situation, worin der Vater der Emilie ist, gegen diese so gewaltsame, zwingende, worin Virginius war. — Zugegeben fürs erste, die Schande Emiliens sey vollkommen so entschieden, als Virginiens Schicksal, und es bliebe dem Vater zu ihrer Rettung nichts, als die Wahl zwischen jenen

gewaltsamen Mitteln übrig: warum muß er denn gerade das unnatürlichste wählen? warum den Dolch nicht ins Herz des Räubers und seines nichtswürdigen Gehülfen, sondern ins Herz seines eigenen Kindes stoßen? — Freylich ist der Mann, den er dann umbringen würde, der Prinz; aber die er jetzt umbringt, ist seine Tochter: und wenn sich alle Umstände vereinigen, jene Betrachtung zu schwächen, so kommen dagegen alle zusammen, dieser den größten Nachdruck zu geben. Moralisch unmöglich, scheint es, mußte die Ermordung seines Kindes dem Vater noch eher seyn, als die Ermordung des Prinzen; und äusserlich möglich ist, nach allen Umständen, das eine so gut, wie das andre. — Auch Appius war die höchste Obrigkeit Roms, und Virginius gewiß ein eben so edeldenkender Mann, wie Odoardo: gleichwohl stand er keinen Augenblick an, das Volk gegen den Tyrannen aufzuwiegeln, und würde eben so wenig angestanden seyn, wenn es ihm sonst wäre möglich gewesen, ihn zu ermorden.

Aber ist denn in der That das Schicksal Emiliens so entschieden, daß weder dem Vater noch ihr selbst irgend ein andrer Weg zu ihrer Rettung übrig bliebe? Läßt nicht Odoardo zu schnell alle Hoffnung fahren, gleichsam um dem Dichter zu Ende zu helfen? Kann er nicht Bedenklichkeiten gegen den Aufenthalt Emiliens im Hause der Grimaldi äußern? Kann er nicht darauf dringen, daß sie der Aufsicht des Camillo Rota, oder irgend eines andern rechtschaffnen Mannes, deren es in Guastalla noch geben wird, anvertraut werde? Bleibt er selbst nicht frey, um Erkundigungen einzuziehn, und ist keine Möglichkeit mehr, daß noch in der Zukunft für Emilien etwas geschehen könne? Läßt sich nichts von dem Charakter eines Prinzen hoffen, der doch noch Gefühl von Ehre hat, und Wendungen und Bemäntelungen sucht? Läßt sich, was noch mehr ist, von Emiliens Charakter nichts hoffen? Müssen nicht alle die Reden, die sie führt, selbst ihre äusserste Furcht vor ihrem Falle, den Vater weniger besorgt, als

sicher machen? Muß nicht in seiner Seele, sobald er den fürchterlichen Gedanken faßt, den er ganz durchzudenken so viel Zeit hat, jeder noch so schwache Anlaß zur Hoffnung wichtig, jedes noch so unwahrscheinliche Mittel zu anderweitiger Rettung wahrscheinlich werden? Muß ihm nicht der Dolch, den er im ersten Augenblicke der Wuth gezückt hatte, im zweyten Augenblicke der Ueberlegung wieder entsinken? —

Ohne auf irgend eine dieser Fragen bestimmt zu antworten, wende ich mich zu dem dritten, sehr wesentlichen Vorzuge der Geschichte des Livius, und dieser besteht darin: daß der Bewegungsgrund, der den Vater zur Ermordung seines eigenen Kindes treibt, einen so ausnehmenden Grad der Evidenz hat. — Man darf nur wissen, was für ein elendes hülfloses Geschöpf, ohne Recht und ohne Schutz, eine römische Sclavin war, darf den Lictor nur hinzutreten sehn, um die Unglückliche ihrem Räuber, zu jedem beliebigen Misbrauch, in die Hände zu liefern, darf nur Einen Blick auf den wehr-

losen verlaßnen Virginius und dann auf den so wohl bewafneten unerreichbaren Decemvir werfen: und man sieht schlechterdings keine Möglichkeit zu Virginiens Rettung, als durch den Tod. Man erwartet schon die schreckliche That des Vaters, indem man ihn das Werkzeug dazu ergreifen sieht, und man billiget und bewundert sie, in dem Augenblick selbst, da man davor erzittert. — Wie ganz anders verhält sich dieß in der letzten Situation der Emilie! Wenn ich auch zugebe, daß der Dichter das ganze Stück hindurch eine Menge Züge hingestreut habe, die man nur alle zusammen nehmen, alle wohl erwägen und beherzigen dürfe, um Emiliens Schande eben so entschieden, als Virginiens Schicksal zu finden; wenn ich sogar einräume, daß auch hinlänglicher Grund vorhanden sey, warum der Streich nicht den Prinzen, sondern Emilien trift: so wird schon durch das Einzige, daß beydes nicht unmittelbar in die Augen leuchtet, daß man erst Zweifel und Einwürfe heben, sich erinnern, nach-

denken muß; schon durch dieses Einzige, sag ich, wird die ganze Wirkung der Katastrophe vernichtet. Der Streich ist geschehen, ehe man zur Illusion gehörig vorbereitet war, und es hilft nichts, daß man hinterher nach geschehener Untersuchung einsieht, er sey dennoch mit Recht geschehen.

Wie aber, wenn ich bisher in der ganzen Beurtheilung dieser Situation, durch die beständige Rücksicht auf den Virginius, wäre irre geführt worden? Wie, wenn ich den Italiener zu sehr mit deutschen Augen betrachtet, und ihm einen Bewegungsgrund, den er nicht hatte, geliehen hätte? — Die wirkliche Entehrung Emiliens, könnten Sie sagen, mag noch immer unentschieden seyn; so ist doch der Verlust ihres guten Namens entschieden. Entfernung von der Welt, wie ihr Vater ganz recht sagt, ist das Einzige, was ihr in ihren jetzigen Umständen geziemen würde. Sobald sie nach Guastalla in das Haus der Grimaldi gebracht und in gerichtliche Untersuchung gezogen wird,

so wird das Gerücht, als ob der Graf durch einen begünstigten Nebenbuhler aus dem Wege geräumt worden, bestätigt; und um Emiliens guten Ruf, so wie um die Ehre ihrer Familie, ist es geschehen. — Ich will nicht untersuchen, mein Freund, welcher Bewegungsgrund der bessere, edlere sey? ob es dem Odoardo nicht mehr geziemen würde, seine Tochter wegen der befürchteten wirklichen Erniedrigung und Verderbniß ihres Charakters aufzuopfern, als weil es ihn verdreußt, daß die Welt so und so von ihr urtheilen werde. Ich will nicht anführen, daß die That um desto mehr interessiren muß, je einer größern richtigern Absicht gemäß sie erfolgt: ich will blos fragen: ob wohl der Dichter selbst diese Erklärung könne gewollt haben? ob er durch irgend eine Rede in den letzten Scenen nur mit einer Deutlichkeit darauf hinführe? ob nicht immer von wirklicher Entehrung und Verführung die Rede sey, ohne daß der Schande vor der Welt nur mit Einer Silbe erwähnt werde? Gleichwohl denke ich, wenn

der Dichter gewollt hätte, daß Odoardo die Lage seiner Tochter so vorzüglich aus diesem Gesichtspuncte nehmen sollte; er würde mehr Sorge getragen haben, daß auch wir in eben diesen Gesichtspunct getreten wären. Er würde den Italiener eben hier, und auf eine nicht verkennbare Art, zuvor als Italiener haben reden lassen, ehe er als ein solcher gehandelt hätte.

Wegen des zweyten Puncts, daß der Streich nicht den Prinzen, sondern Emilien trift, könnten Sie sagen: daß auch hier Odoardo als ein echter Italiener handle. — Was wäre es, wenn er die Schande, die der Prinz auf sein Haus bringen wollte, nur dadurch zu rächen suchte, daß er ihn niederstieße? Besser, daß er ihm sein ganzes künftiges Leben verbittre, daß er ihm diejenige, die ihm so viel Trug und Verrath ja selbst einen Meuchelmord werth war, in dem Augenblicke selbst entreiße, da er sie am sichersten zu besitzen glaubt; daß er ihm einen Gedanken in die Seele grabe, der

ihn wachend und träumend martre, und nach einem Leben voll Angst noch die Schrecknisse seiner Todesstunde vermehre. — Ich will glauben, mein Freund, daß eine Rachsucht möglich ist, die für ihre Befriedigung alles, selbst ein einziges Kind dahingiebt; aber gewiß ist der Mensch, der ihrer fähig ist, einer der schwärzesten, verhaßtesten Menschen: und doch ist es deutlich, daß der Dichter den Odoardo vielmehr als einen edlen und hochachtungswürdigen habe schildern wollen. Wie einen ganz falschen Eindruck würde auch nun Emiliens Tod auf uns machen, wenn wir wirklich diesen Bewegungsgrund dabey erkennten, oder auch nur muthmaßen könnten! Statt des wahren tragischen Schreckens, womit uns die That des Virginius erfüllt, würde uns diese des Odoardo mit Abscheu und Entsetzen erfüllen. — Erst müßten wir, wie in der Geschichte beym Livius, die völlige Unmöglichkeit erkennen, daß Emilie anders als durch ihren eigenen Tod sollte gerettet werden, und

dann möchte sich die Wuth gegen den Verführer, eben hiedurch erst aufs höchste getrieben, mit der väterlichen Liebe vereinigen, um den Streich zu vollführen: aber, daß bey der Möglichkeit, den Verführer selbst zu tödten, die Wuth oder vielmehr das schrecklichste Raffinement der Rachsucht die väterliche Liebe ersticken und den Dolch freywillig gegen die Tochter zücken sollte; das scheint mir viel zu scheußlich und ungeheuer, als daß es Herr Lessing gewollt haben sollte, bey dem ich auch in der That nicht die mindeste Spur davon finde.

(Den Beschluß im nächsten Theil.)

Fünf und zwanzigstes Stück.

Die Wissenschaften. *)

Als die sublunarische Welt noch durch Genien regiert ward, glaubte man, daß die Scham und die Gerechtigkeit, diese Gesandten des höchsten Gottes, allein geschickt wären, die Menschen glücklich zu machen. Nachdem aber Saturn, der letzte von ihnen, sich in den Schooß des großen Alls zurückgezogen hatte, und die Menschen Anführern überlassen blieben, die aus ihrem eigenen Mittel genommen waren; so fingen sie an, ein Raub schlauer und gewaltsamer Unterdrücker zu werden. Anfangs zwar hielten sich Scham und Gerechtigkeit noch in diesen neuen Staaten auf. Aber allgemach geriethen die Menschenhirten, unter deren Stabe nunmehr die armen Erdensöhne lebten, auf den unglücklichen Wahn, daß sie der beyden

*) Eine Allegorie nach dem Plato.

Boten des Weltschöpfers entbehren könnten; ja da dieß himmlische Paar bald anfing, ihren Rathschlägen im Wege zu stehen, so sannen sie auf Mittel, wie sie so lästiger Rathgeberinnen los werden möchten. Sie verriethen kaum diesen Gedanken, als ihre Tafeldiener schon ihre Verwundrung bezeugten, wie man sich so lange Zeit von den alten Spröden habe äffen lassen. Diese gefälligen Senatoren waren schon längst der alten Sitte nicht mehr hold gewesen; und nachdem sie ziemlich früh den Götterkindern ihre eigenen Thüren verschlossen, hatten sie nur auf die Gelegenheit gewartet, sie bey ihren Gebietern verhaßt zu machen, und sobald als möglich vom Hofe und aus dem Lande zu treiben. Es fehlte auch nicht an Beschwerden über die beyden Himmelskinder. Man gab ihnen Schuld, daß sie mit benachbarten Völkern verdächtige Verständnisse unterhielten, die Unterthanen zum Aufruhr geneigt machten, die Hoflustbarkeiten störten, und wenigstens die Berathschlagungen, die in ihrer Abwesenheit so

schnell und sanft fortglitten, durch allerhand feige und milzsüchtige Bedenklichkeiten hemmten. Ihre heimlichen Freunde waren zu schüchtern und auch schon selbst zu verdächtig, als daß sie sich, ihre Rechtfertigung ganz laut zu führen, hätten unterwinden sollen. Alles, was ihnen übrig blieb, um die beyden Himmelskinder noch einigermaßen zu retten, waren einige Vorschläge, ihre Beybehaltung ihren Feinden unschädlich zu machen. Sie meynten, daß man sich gegen alle Besorgnisse sicher stellen würde, wenn man auf sie ein wachsames Auge hätte, sie nur zuweilen zu Rathe zöge, und dem Volke nur dann und wann und in gewissen Angelegenheiten ihren Umgang verstattete. Allein diese Vorschläge wurden unzuverläßig gefunden. Die Gegenparthey wandte ein, man könne sie nicht genug bewachen, und es stünde immer zu fürchten, daß sie sich in verbotne Händel mischen, und dem Volke Ansprüche eingeben möchten, die bedenklich wären. Ihre Verbannung ward also beschlossen; sie nahmen ihren

Flug zu ihrer Heymat, und kehrten zurück zu den Himmlischen. Nun ging alles weit besser; die Mächtigen fühlten sich mächtiger, und die Fröhlichen fröhlicher; denn keine Sittenrichter schienen ihre Freyheit fernerhin einzuschränken. Aber diese Freude währte nicht lange. Der Schwächere fühlte bald den Druck des Mächtigern; Arglist ersetzte bald den Mangel der Gewalt, und machte sich mit ihren unsichtbaren Pfeilen fürchterlich. Durch den Untergang des nützlichen Geringen versiegte bald die Quelle des Ueberflusses für den schwelgenden Großen. List gegen List, Gewalt gegen Gewalt, Schwerter gegen Schwerter gekehrt, würden endlich das Geschlecht der Menschen zu Grunde gerichtet haben, wenn nicht Jupiter sich ihrer erbarmet hätte. — »Geh, redete er seine weise Tochter Minerva an, und nimm aus meinem unzugänglichen Vorrathshause Verstand und Weisheit für diese Unglücklichen. Sie können anders nicht mehr erhalten werden, als wenn ich ihnen diesen Schatz öffne. Prometheus hat

in der Eile nur so viel entwenden können, als genug war, um die Menschen verschlagen zu machen; jetzt sind die Scham und die Gerechtigkeit, die ich ihnen zur Hülfe sandte, zum Himmel zurückgekehrt, und wenn du ihnen nicht Weisheit bringst, sind sie verloren.« — Minerva, dem Befehl des Vaters der Götter und der Menschen gehorsam, schickte sich an, sich mit dem Lichte der Weisheit auf die Erde herabzulassen, und den Sterblichen die göttlichen Gaben der Wissenschaften auszutheilen. Ihrer ernsten Hoheit sich bewußt, und mit der Schwachheit der Sterblichen bekannt, sandte sie ihre jugendlichern Schwestern, die Musen, voran, um sich durch die anmuthigen und absichtlosen Spiele dieser Unschuldigen den Zugang zu bereiten. Dieses Mittel gelang ihr. Zwar trieben einige Musen ihre Gefälligkeit zu weit, und wurden Buhlerinnen der Mächtigen. Aber die Uebrigen, die ihre himmlische Unschuld behielten, hauchten doch spielend manchen Funken der Weisheit

in die Busen der Menschen. Allgemach lebte in ihnen der ätherische Theil wieder auf, wodurch sie mit den Himmlischen verwandt sind, und sie begannen nach den Gaben der Minerva dankbare Hände auszustrecken. Nunmehr lernten sie, daß Schwelgerey Thorheit und Verheerung Unsinn sey; daß die Menschen Ein Geschlecht ausmachen, und daß aus dem Wohl der Einzelen das Wohl des Ganzen entspringe. Seitdem hoft man, jemehr sie von den Funken des heiligen Lichtes auffangen werden, desto mehr werden sie sich mit Scham und Gerechtigkeit wieder aussöhnen, und dann wird die Seligkeit des Saturnischen Zeitalters auf die Erde zurückkehren.

B.

Sechs und zwanzigstes Stück.

Das Zaubermahl.

Im Queens — College zu Oxford saß ein Fellow, Richard Blount mit Namen, beyde Arme über einen Tisch gebreitet, der mit Kosmogonien, ältesten Völkergeschichten, egyptischen Weisheitsystemen bedeckt war, und las, in einer süßen Stunde der Erholung, das Buch eines Londner Schwärmers über den dritten Himmel. — Er war aus der Hülle seines irdischen Körpers rein heraus in einen ätherischen gefahren, schoß mit der Geschwindigkeit eines Lichtstrahls von Planeten zu Planeten umher, trümmerte bald eine Welt in ein wüstes schreckliches Chaos zusammen, bald erbaute er sie wieder mit unaussprechlicher Weisheit, und nahm dann über sein Werk,

mit inniger Wohllust, die Lobsprüche der Himmlischen an, die sich mit ihm auf eine unerklärbare Art, nicht durch Worte, sondern vermittelst deutlich abgeänderter Gerüche, besprachen.

Mitten in diesem Entzücken trat sein Mitfellow Mowbray zu ihm herein; ein Mann von eingeschränkter Sphäre, der immer mit allen seinen Ideen bey seiner jetzigen wirklichen Lage zu Hause war, und der von der Natur weiter nichts erhalten hatte, als ein wenig gesunde Vernunft, und ein wenig leichtfertigen Witz. — Hätte ihn Blount durch einen Wunderglauben, den er nicht hatte, bis in den äussersten Fixstern verbannen können; ich wüßte nicht, was er gethan haben mögte: So aber empfing er ihn mit einem leisen Willkommen, und einer Miene, als ob er Kopfschmerz hätte.

Mowbray eilte zum Tisch, warf hier ein Paar Urkunden des Menschengeschlechts, dort ein Paar Theorien der Erde bey Seite, und machte sich Platz für den Cornelius a Lapide

über den Jesaias. — Freund! fing er dann an, da hat sich in diesen trocknen Commentar eine Geschichte verirrt; eine Geschichte, die so ganz für Sie gemacht, so vollkommen Ihres Geschmacks ist, daß ich unmöglich umhin konnte, sie Ihnen mitzutheilen. — Werfen Sie da Ihre Lectüre nur aus der Hand: denn Sie mögen nun so beschäftigt und so verdrüßlich thun, als Sie wollen; — Sie müssen mich anhören.

Wenn ich muß, sagte Blount, nun so muß ich: aber wahrlich, ich bin begieriger auf das Ende, als auf den Anfang. — Was betrift Ihre Geschichte?

Einen Schmaus, lieber Blount; aber einen der größten und prächtigsten, die in Europa erhört worden. — Ein ganz gemeiner holländischer Edelmann gab ihn, und gab ihn, was das Sonderbarste ist, ohne dazu das Geringste weder in der Küche, noch im Keller, noch im Beutel zu haben. — Die Gäste waren alle die vornehmsten Familien aus der Ge-

gend. Denn es waren da, außer dem Gouverneur von Utrecht, der eben der Gewährsmann unsers Cornelius ist, und ausser den Häuptern der Stadt, und ausser dem ganzen umliegenden Adel —

Gott sey bey uns! schrie Blount; Sie wollen, glaub ich, bis in die Nacht erzehlen; Sie wollen mich zu Tode erzehlen. Wenn Sie mit den Gästen fertig sind, so kommen Sie ganz gewiß zu den Gerichten.

Der Gerichte, Freund, war eine unbeschreibliche Menge. Denn, daß ich der vornehmsten aus unsern Gegenden nicht erwähne, der Fasanen, der Ortolanen, der frisch von den Klippen gebrochenen Austern; so waren da indianische Vogelnester, eben erst ausgenommen, Schildkröten, gebraten, gekocht und geröstet, chinesische Asiaße, von was für Art Sie nur wollten, und Pisange, Blount! — Pisange! — Er küßte die Spitzen seiner Finger, und betheuerte, daß er den ganzen Mund voll Wasser hätte.

Blount wollte vom Stuhl herunter. Ehe Sie mit allen den Gästen fertig werden, und allen den Gerichten, schrie er, und allen den Weinen —

Ja die Weine, Blount; — beym Himmel! die hätt' ich vergessen können. Sie erinnern mich noch. — Er zog den ungeduldigen, schon in die Höhe springenden Fellow ganz sanft wieder auf seinen Sitz nieder. — Die Weine, können Sie sich vorstellen, waren vortreflich. Oben stand das Büfet über und über voll Capweins, Madera, Weins aus Georgien, aus Cypern, feiner Liqueure; und drunter herum standen in einem großen großen Zirkel noch so viel spanische, deutsche, französische, portugiesische, ungarische, italienische Weine —

Aber was wirds denn nun endlich? Was kommt denn nun aus dem allen heraus? —

Was Sie sich vorstellen können: daß die Gäste sichs ganz vortreflich schmecken lassen, und essen und trinken, wie die Epikuräer.

Und das ists alles? —

Das ist der Anfang, mein guter Blount. Denn nun die Gäste satt sind, stehen Sie auf, murmeln gegen den Wirth ein Paar Worte zum Abschied und gehn ihrer Wege.

Daß Sie mit ihnen gingen! Sie haben's ausdrücklich darauf angelegt, mich zu ärgern.

Nicht doch! nicht doch! Ich komme jetzt eben zur Sache. — Der eine, der zu Fuße wandert, bekommt auf freyer Straße den Schwindel, und die Vorübergehenden schleppen ihn fort; ein andrer, der in der Sänfte sitzt, fällt mit dem Kopf in die Scheiben, und zerschlägt sich das ganze Gesicht; ein dritter, der sich fahren läßt, sinkt vom Sitz auf den Boden, und wird sinnlos aus der Kutsche gehoben. — Kurz, die sämmtlichen Gäste liegen in Ohnmacht, und die Aerzte der Stadt rennen, wie wahnsinnig, mit den Köpfen gegen einander, um sie wieder zu sich zu bringen. — Was meynen Sie nun aber, was an diesem Unglücke Schuld war?

Ich kanns ja denken! Die feinen Liqueure:

Auch! Aber doch die nicht allein. — Die Gerichte hatten sämmtlich aus Schaum, die Getränke sämmtlich aus Luft bestanden; die Zunge hatte zwar viel zu schmecken, aber der Magen nichts zu verdauen bekommen. — Doch dieß allein hätts ihm noch nicht gethan; aber der verschluckte Wind war auch ein so hämischer giftiger Wind, daß er das Bischen Nahrungssaft, was etwa von vorigen Mahlzeiten noch übrig war, bis auf den Schlick aus den Gedärmen mit wegnahm. — Durch strenge Diät kam indessen noch mancher wieder zu sich; aber auch mancher, der sich zu unmäßig mit Wind überfüllt hatte, mußte an der Auszehrung sterben. — Und was meynen Sie nun wohl, wer dieß Kunststückchen gemacht hatte?

Vermuthlich doch Ihr Cornelius oder Sie selbst! Wer denn sonst? —

Allzuviel Ehre für uns! Das hatte ein ganz ausnehmend Genie gethan; ein Wesen von unvergleichlich viel Thatkraft. — Sie

könnens errathen. — Aus leidigem Hochmuth wollte unser Edelmann auch einmal schmausen; Küche und Keller, wie gesagt, waren leer, und der Beutel dazu: Was blieb ihm also übrig, als einen Bund mit dem Bösen zu machen?

Aber nun bitt ich Sie, sagte Blount, indem er die flachgefalteten Hände gegen die Erde und die Augen gen Himmel kehrte; auf was verfallen Sie noch? Kann ein Mann von Vernunft an einem so abgeschmackten, armseligen Mährchen Vergnügen finden? —

Mowbray, ohne zu antworten, riß von den Büchern, die auf dem Tische lagen, eins nach dem andern zu sich, und las: Von der Entstehung des Weltgebäudes; Betrachtungen über die Freuden des dritten Himmels; Egyptische — Hier sprang er auf, als ob ihm ein plötzliches Schrecken durch alle Glieder führe, und riß den armen unwilligen Fellow mit sich, der, was er noch nie gethan hatte, ihn fortwies.

Wie? sagte Mowbray; Sie schelten mein Mährchen abgeschmackt, und sitzen da offenbar an einer Tafel, die niemand anders, als unser Genie kann gedeckt haben? Ists denn nicht lauter Luft- lauter Schaumgericht, was Sie da haben? Ists denn nicht lauter Zauber- und Gaukelwerk, wenn da ein Embryo, mit seinen freylich schon vorhandnen, aber noch unentwickelten Sinnen, die ganze Geschichte des Lebens ausspäht? oder wenn ein stolzer Gewehyter, dem deutliches Wissen ein Abscheu ist, mit keckem Fuß des Genies eine Hieroglyphe zerstampft, daß der süße Kern aller Erkenntniß hervorspringt? oder wenn gar ein dritter, der mir den Schöpfer spielt —

Aber Blount saß stöckisch im Winkel, als ob kein Mowbray mehr bey ihm wäre, und las Betrachtungen über den dritten Himmel. Es war die Stelle von der Wohllust der Seligen, wenn sie, hoch vom Sirius herab, die Organisation einer irdischen Milbe betrachten.

Gut, gut! sagte Mowbray; Sie wollen, seh ich, allein seyn, und ich will Sie denn lassen. Es schmeckt Ihnen, wie ich merke, vortreflich; aber! aber! — Er sah ihn nachdenklich an, und erhob einen warnenden Finger. — Nehmen Sie sich vor dem Hunger in Acht! Nehmen Sie sich vor der Auszehrung in Acht! Der Unglaube, Freund, ist die Auszehrung der Seele; und der Wind, den Sie da in sich schlucken, nimmt in der Stunde der Verdauung auch das Vorhandene mit sich. Gewiß wären Sie nicht der erste, der aus einem begeisterten Schwärmer ein entschloßner Freygeist geworden.

Sieben und zwanzigstes Stück.

Ueber den Tod.

Erste Unterredung.

Nicht weit von Besançon lebte auf einem kleinen Landgute ein alter wackerer Brigadier, das wahre Muster eines liebenswürdigen Greises. Sein Name war Merville, und er hatte schon über siebenzig Jahre. Da er in seiner Jugend unter den Armeen Ludewigs des vierzehnten diente, träumte er auch den Traum des französischen Adels, daß für die Ehre des Königs und für die Wohlfarth des Vaterlands sterben, Eins sey: aber kaum war er durch seinen Heldenmuth bis zum Range eines Brigadier gestiegen, als er plötzlich zu seinem Schrecken inne ward, daß er nichts als ein Werkzeug zur Unterdrückung der Nation wäre.

Von diesem Augenblick an suchte er unter dem Vorwande der Untüchtigkeit seinen Abschied, schlug das Gnadengehalt aus, das ihm der König zur Vergeltung seiner Tapferkeit anbot, und schämte sich seiner Wunden, wie man sich der Thorheiten seiner Jugend schämt. Er baute nun selbst das kleine Erbgut seiner Familie, und widmete alle die Stunden, die ihm die Sorge für sein Hauswesen frey ließ, der Philosophie und den Musen. Da ihm sein Vermögen keinen großen Aufwand erlaubte, so hielt er nur wenig Umgang; er hatte nie über zwey bis drey, aber auserlesene Freunde. Unter diesen war in seinen letzten Jahren ein Mitglied des Parlements von Besançon, Namens Chevreau, ein Mann, den er vorzüglich liebte, und der es vorzüglich werth war.

Chevreau war einer der Menschen, die von der Natur die beneidenswürdigste Anlage zu allem erhalten haben, was edel und gut ist. Er hatte nichts von dem Flatterhaften, das man den Jünglingen seiner Nation zum Vor-

wurf macht; er war mehr feurig als hitzig, mehr nachsinnend als fröhlich, mehr gut als weich; er nahm nicht leicht Eindrücke an, aber die er einmal annahm, gingen tief und hafteten lange. Er war immer das, was er war, von seiner ganzen Seele. Und da ihm das größte Glück wiederfahren war, wofür ein Mensch der Vorsehung nur danken kann, von edlen Eltern erzeugt zu seyn und eine edle Erziehung zu finden; so war er mit diesen Eigenschaften seines Charakters ein Mann von unerschütterter Rechtschaffenheit, ein unbeweglichstandhafter Patriot, und der ganzen innigsten Freundschaft eines Merville würdig geworden.

Er hatte nur einmal geliebt, aber wie es von seinem Geschmack zu erwarten war, das schönste und geistreichste Frauenzimmer von Besançon. Sie hieß Therese, und war die Tochter des Präsidenten von eben dem Gerichtsstuhle, wobey nachher Chevreau Beysitzer ward. Die Hindernisse, die sich seiner

Verbindung mit ihr ganze Jahre hindurch entgegensetzten, schienen unüberwindlich; aber was in schlaffern Seelen die Liebe unterdrückt haben würde, gründete sie in der seinigen desto fester. Therese selbst war seit dem ersten Augenblick ihrer nähern Bekanntschaft für ihn entschieden; nur war sie zum Unglücke reich, und ihre Eltern hofften, eine Million Livres mit einer andern, oder wenn das nicht wäre, mit dem höchsten Range im Königreiche zu verbinden. Sie stand wegen ihrer Liebe zu Chevreau unsägliche Bedrückungen aus, aber sie erklärte sich standhaft, daß keine Ueberredung und keine Gewalt in der Welt sie bewegen sollte, anders als zwischen Chevreau und einem Kloster zu wählen. Da ihre Eltern durch diese feste Beharrlichkeit gezwungen waren, mehrere der vornehmsten Bewerber zurückzuweisen, und da noch überdieß das Beyspiel einer entfernten Verwandtin dazu kam, die kaum einige Monate Marquisin war, als sie schon ihr Vermögen auf den Toiletten der Maitressen

und vor den Busen der Operistinnen schimmern sah; so bewegte dieses die Eltern der Therese, daß sie endlich dem Chevreau den Zutritt verstatteten und ihre Einwilligung zu der Heyrath gaben. Beyde Liebenden, die sich die Güte ihrer Seelen durch ihre Standhaftigkeit in der Prüfung so sehr bewiesen hatten, empfanden nun in dem Entzücken ihrer Umarmungen, was Unglück werth ist.

Therese ward schwanger, und Chevreaus Einbildungskraft hatte sich nun schon mehrere Monate mit nichts als dem süßen Gedanken beschäfftigt, wie unendlich sein Glück durch den Besitz eines Kindes würde vermehrt werden, als endlich der so ängstlich und doch so ungeduldig erwartete Augenblick erschien, wo Therese entbunden ward. Seine Freude war unbeschreiblich; aber es war die ernste wehmüthige Freude des gefühlvollsten Menschen, der mit seinem Glücke zugleich die ganze Größe seiner Pflichten empfand, und in seinem Innersten schwur, daß sie ihm heilig seyn sollten.

Theresens Entbindung war glücklich gewesen; aber nachherige Zufälle, die sich von Tage zu Tage verschlimmerten, machten bald für ihr Leben fürchten. Chevreau kam in aller der Zeit, die ihm nur immer seine nothwendigsten Geschäfte übrig ließen, keinen Augenblick von ihrem Lager, und war Zeuge aller der unaussprechlichen Leiden, womit ihr so junges Leben dem Tode entgegenkämpfte. Endlich erlag die Natur; sie erzwang noch auf ihren bleichen Wangen ein trauriges Lächeln, führte mit ihren zitternden schon ersterbenden Händen Chevreaus Hand an ihr Herz, und stammelte mit ihrem letzten Odem die Worte: Vergiß unsrer Liebe nicht, Chevreau!

Wenn je das Wort eines Sterbenden ein treues Gedächtniß fand, so war es dieses Wort der Therese. — Chevreau besorgte alles, was zu ihrem Begräbniß gehörte, mit der ruhigsten Gleichmüthigkeit; er betrachtete Stundenlang ihren Leichnam, ohne daß ihm nur eine Thräne entfiel, und dann ging er allein, und

machte sich Vorwürfe, daß er so fühllos wäre. Erst den Tag nach der Versenkung ihres Leichnams, da er an einem Orte, wo er sich nichts vermuthend war, eine Perlenschnur fand, die er einst Theresen zu ihrem Geburtstage schenkte, erwachte gleichsam sein Herz aus dem bisherigen Todesschlaf aller Empfindungen; er fiel hin und vergoß einen Strom von Thränen. Der Anblick des Kindes, das die unschuldige Ursache ihres Todes war, riß ihm seine Wunde täglich von neuem auf, und war doch das einzige Labsal für seinen Schmerz. Es trug schon die sanften und liebenswürdigen Züge Theresens, die sich auf seinem zarten Gesichte immer mehr zu entwickeln schienen. Chevreau betrachtete es nie ohne die tiefste Rührung, worin sich der herbste Schmerz mit der süßesten Wohllust vereinigte; er liebte es mit einer doppelten Liebe.

In einigen Jahren war der kleine Charlot (denn so hieß der Knabe) das angenehmste Kind von der Welt und der Neid aller Mütter von

Besançon. Die Schönheit seiner kindlichen Bildung ward noch unendlich durch die offne Fröhlichkeit vermehrt, die aus allen seinen Gesichtszügen hervorsah. Chevreau wandte an seine Bildung allen möglichen Fleiß, und genoß der Wohllust, die gewöhnlichen vornehmen Vätern so fremd ist, daß er selbst den Fortgang seines Kindes von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern bemerkte. Eben fing jetzt Charlot an, die kleinen Ideen und Begierden seiner unschuldigen Seele etwas freyer zu entwickeln, und zeigte schon die schönste Morgenröthe eines künftigen heitern Verstandes und edelmüthigen Herzens, als er von den Blattern, diesen großen Verwüstern des menschlichen Geschlechts, befallen ward, und nach unaussprechlich viel Angst und Schmerzen dahin starb. Chevreau war von der ganzen Krankheit und dem Tode des kleinen Unschuldigen, der ihn so oft mit ausgestreckten Händen um Hülfe anflehte, die er nicht geben konnte, eben so Zeuge, wie ers von der Krankheit und dem Tode Theresens gewesen war.

Dieser zweyte Streich war für Chevreau schrecklicher, als der erste, dessen ganzen Schmerz er wieder erneuerte. Da er nun die beyden Wesen verloren hatte, die seinem Herzen das Theuerste waren, so war ihm fernerhin nichts mehr theuer; auch seine Freunde nicht, auch er selbst nicht. Denn der Mensch, der einmal unglücklich genug ist, daß er nichts mehr ausser sich liebt, der kann auch sich selbst nicht mehr lieben. Alle das Feuer seines Charakters, das sich sonst gegen Theresen und Charlot, diese vornehmsten Gegenstände seiner Liebe, gewandt hatte, trat nun in sein Innerstes zurück, und brütete über jenen finstern Betrachtungen, womit sich der Mensch an der Vorsehung gleichsam zu rächen sucht, wenn er sich Unrecht gethan glaubt. Bey seinem festen Trübsinne hatte er Einbildungskraft und Scharfsinn genug, um bald die Welt um sich her zu einem Schauplatze des Elendes auszubilden; und so lebte er nun in Gottes Schöpfung mit eben dem Herzen, womit ein freydenkender Menschenfreund in den Staaten eines Despoten lebt.

Die einzige Stimme, die noch einigermaßen an sein Herz drang, war Mervillens Stimme. Der ehrwürdige Greis erkannte sehr bald aus Chevreaus Reden seinen ganzen Zustand; aber er schonte seiner, und brachte mit Fleiß die Rede nie auf den Verlust, den sein Freund erlitten hatte. Er that nichts, als daß er bald diesen, bald jenen Versuch machte, seine erstorbne Empfindlichkeit für irgend einen andern Gegenstand zu reizen, und wie von ohngefähr Ideen hinzustreuen, die eine heilsame Revolution bey ihm bewirken könnten. Endlich, da Chevreau immer finstrer und immer trüber ward, hielt Merville seine Schonung für Grausamkeit; er beschloß, die Wunden seines Freundes zu reinigen und zu heilen, bevor sich das Gift ihres Eiters in die innersten Gefäße des Lebens schliche und seiner Ruhe den Tod brächte. Die Gelegenheit bot sich dar, als einst Chevreau, mehr aus Höflichkeit, um seine öftern Besuche zu erwidern, als aus Antrieb des Herzens, auf seinem Landgute einsprach.

Es ist etwas in Ihrer Seele nicht recht, sagte der Greis, indem er beyde Hände voll der zärtlichsten Freundlichkeit auf seine Schultern legte, und Sie thun übel, Chevreau, daß Sie sich so ganz in sich selbst verschließen. Oefnen Sie Ihr Herz einem Freunde; und wenn ichs durch die aufrichtigste Liebe gegen Sie werth bin, öfnen Sie's mir! — Sie nannten mich so oft ihren Vater; und ich habe ja auch in der Welt gelebt und bin unglücklich gewesen.

Sind Sie? antwortete Chevreau, mit dem Ton eines Menschen, dem sein eigenes Unglück zu schwer fällt, als daß es ihm für fremdes Gefühl ließe.

Ich habe meine Gattin und meine Kinder sterben sehen; und was nur je ein menschliches Herz empfand, das hat auch meines empfunden. Ich weiß, was das heißt, mit einem einzigen Streiche alle seine innigsten Bande zerrissen, alle die liebsten Hoffnungen seiner Seele vernichtet zu sehen. Und dennoch, Che-

vreau — dennoch war eine andre Zeit meines Lebens noch schrecklicher, wo Freunde an mir Verräther wurden, die mein ganzes Vertrauen hatten. Ich verzweifelte an der menschlichen Natur, an der Tugend. Ich glaubte, unter den Wesen, die mir ähnlich sahen, wie unter Rasenden oder Verbrechern zu leben; und nur ein Mann, wie Sie, kann mich fassen, wenn ich ihm sage, daß ich elend war. — O mein Freund! Wenn Sie diesen schrecklichen Zustand, wie ich, aus Empfindung kennten! —

Und wie, wenn ich einen noch schrecklichern kennte? — Der menschlichen Gesellschaft entflieht man; denn es giebt ja Einöden und Wüsten: aber, **Merville** — — Er schwieg und sah mit einem Seufzer gen Himmel.

Aber, Chevreau? —

Warum soll ich das sagen, was schon Elend genug ist zu denken? — Er schwieg noch einmal, und setzte dann mit einer Erschütterung der Seele hinzu, die sich seinem ganzen Körper mittheilte: wie entflieht man vor Gott? — In

eben dem Augenblick stand er auf und nahm den Weg nach dem Garten, um sich von einer Unterredung, die ihm zu peinlich ward, loszureißen. Der Greis folgte ihm auf dem Fuße.

Sie sind in meinen Händen, und Sie sollen mir nicht entrinnen, Chevreau. — Kommen Sie und öffnen Sie mir ganz Ihre Seele! Reden Sie mit mir, wie Sie mit ihren eignen Gedanken reden! — Sie sind unzufrieden mit Gott?

Entsetzlich, wenn ich es wäre, Merville!

Und noch entsetzlicher, wenn Sie Recht hätten! — Aber nein, Chevreau; — indem er einen festen und zuversichtlichen Ton nahm — Sie sinds nicht; denn Sie könnens nicht seyn. Unzufrieden mit Gott; hieße unzufrieden mit allem seyn, was vollkommen und gut ist: und wie kann das eine denkende Seele? — Verstehn Sie sich selbst, liebster Freund: Sie sind nur unzufrieden mit ihrer Vorstellung von Gott. Und nun sehen Sie, wie viel Sie durch diese einzige Berichtigung schon gewinnen! — Läge die Ursache in Gott, in diesem unend-

lich über Sie erhabnem, allmächtigen Wesen: wie wollten Sie helfen, Chevreau? wie die Einrichtung der Welt ändern oder die Gewalt des Stromes hemmen, der Sie unwiderstehlich mit fortreißt? — Liegt aber die Ursache blos in Ihrer Vorstellung von Gott: nun wohlan! Da ist Hülfe. — Lassen Sie uns die irrige Vorstellung ändern, und statt des falschen Gesichtspunktes den wahren suchen!

Sie waren in die Mitte des Gartens gekommen, wo die Anhöhe, auf der das Haus des Merville lag, einen jähen Abschuß ins Thal machte. Hier zog der Greis seinen Freund, unter dem Schatten breiter Kastanienbäume, auf eine Rasenbank nieder, hielt die Hand gegen die entzückendschöne Gegend ausgestreckt, die, so weit nur das Auge trug, mit Heerden und Aernten und Weinbeerhügeln bedeckt war, und sagte dann mit dem zuversichtlichen Tone der Ueberzeugung: Klagen Sie die Vorsehung an, und ich will sie rechtfertigen!

Wie, Merville? Soll sich der Wurm gegen

den Unendlichen, das Geschöpf eines Tages gegen den ewigen Schöpfer empören? — O lassen Sie mich anbeten und schweigen! Gott ist da, wo ich rede.

Er ist auch da, wo Sie denken, Chevreau.

Und wenn ich nun rede? — Können Sie alle die Zweifel lösen, alle die Unruhen, die Einwürfe heben — —

Alle, mein Freund? — Ich steh am Rande des Grabes, und die Stunden, die mir noch übrig sind, möchten nicht zureichen. Wann ist der Witz des Menschen erfinderischer, oder wann ist seine Zunge beredter gewesen, als wenn es darauf ankam, seinen Gott zu richten? — Aber wenn irgend ein vorzüglicher Kummer, irgend ein einzelner Zweifel Sie ängstigt — —

Nun dann, Merville! Sie öfnen, auch wider Willen, mein Herz; ich will reden. — Glauben Sie mir! Nicht der Tod der Meinigen ist das, was mich noch unglücklich macht: Sie sind dahin, und ich habe meinen Schmerz über-

wunden. — Aber ausgegangen bin ich von den Gedanken ihres Todes, und habe einen Blick auf die Menschheit, einen Blick auf die Natur geworfen. — — O liebster Freund! Unruhig zu seyn, muß der Mensch nicht denken; er muß nur träumen. Es ist nirgends Ruhe für ihn, als in der Vergessenheit seines Elends. — — Ich gehe jedem Leben nach, jeder Kraft, die sich in der Natur regt, und sie hört auf in Zerstörung: Ich merke auf jeden Jubel, jedes Gelächter der Freude, und es wird zur Stimme der Wehklage: Ich sehe auf jedes Lächeln, jede Miene der Wohllust, und indem ich sehe, wird sie Zuckung der Todesangst. — Alles, alles in der Natur ist nur angelegt auf Verderben, Zerstörung, Vernichtung. Der Engel der Schöpfung geht nur voran und erweckt Leben, damit der Engel des Todes, der hinter ihm drein geht, zu würgen finde. Hoffnungen von Glückseligkeit, die stets tief in der Zukunft ist, machen uns das Leben nur schätzbar, damit der Schauder vor der Vernich-

tung uns desto schrecklicher fasse. — Und wenn ich nun den ganzen namenlosen Jammer betrachte, das bange Händeringen aller Sterbenden, Verlaßnen, Verwaisten; wenn ich zu jeder Spanne Land sage, auf die mein Fuß tritt: Du bist Grabstätte von Tausenden, die sich krümmten, zu leben rangen und starben! zu jedem Staube sage, der vor mir auffliegt: Du warst Nerve eines empfindenden Wesens, und erzittertest vor dem Tode! wenn ich in der Natur lebe, wie in einem weiten allgemeinen Behältniß von Leichnamen und Todtengebeinen: wie können Sie wollen, daß ich noch Freude habe? noch lächle? — Ich habe an meinen edelsten Begriffen gelitten; ich vermisse in mir den allbelebenden Gedanken einer unendlichen Güte, und nichts ist mir übrig geblieben, als die schreckende Idee einer Allmacht. — — Sie streckten Ihre Hand, Merville, gegen diese blühenden Thäler aus, als ob ihr Anblick schon Widerlegung wäre: Aber auch diese Schönheit, dieß Leben, was sich hier regt

— Aus Verwesung ist es hervorgegangen, und in Verwesung wird es zurücksinken. — Für mich ist nun keine Freude, kein Reiz mehr in der Natur.

Wie unglücklich sind Sie! — Aber warum war denn vormals diese Natur, die Ihnen jetzt so öde scheint, der Gegenstand Ihres Entzückens? — Erinnern Sie sich, wie Sie einst hier an der Seite Ihrer Therese saßen? Wie Sie da nichts als Leben, nichts als Wonne und Herrlichkeit vor sich sahen? wie da alle Bilder des Todes, alle Gedanken von Elend aus Ihrer Seele verbannt waren?

Ich erinnere michs, Merville. Es waren die Tage meiner Glückseligkeit, diese so schnell vorübergeeilten Tage. — Eine Phantasie, zu lauter Freude gestimmt; — o, wie leicht kann sich die aus einer Wüste ein Elysium schaffen!

Kann das wirklich die Phantasie? — Nun, dann kann sie mehr, diese Zauberin; dann kann sie mit eben der Wunderkraft auch aus einem Elysium eine Wüste schaffen. — Wol-

len Sie Ihrer Eingebung trauen? Wollen Sie einer Führerin folgen, die immer in der Richtung fortgeht, welche ihr der Anstoß unsrer Empfindungen gab, und sich dann, mit ihrem einseitigen Fluge, so weit von der Wahrheit verirrt? — Mäßigen Sie durch Vernunft diese Ausschweifungen! Werfen Sie, nach jenen partheyischen, noch einen dritten unpartheyischen Blick auf die Schöpfung: und Ihr Herz wird wieder zur Ruhe kommen; Ihr finstrer Kummer wird sanfte Schwermuth; Ihr Widerstreben gegen ein feindseliges Schicksal ruhige Ergebung in den Willen des Allgütigen werden.— — Sollt' ich läugnen, daß Elend in der Natur ist? Sollt' ich läugnen, daß der Gedanke des Todes fürchterlich sey? Ich würde meinem innersten Gefühl widersprechen. Ich fühle das Loos meiner Endlichkeit, wie ein andrer, und der Schauder des Todes verschont mich nicht, so wenig als der Engel des Todes. Oft vielleicht ergreift er den schwachen furchtsamen Greis noch gewaltiger

als den Jüngling. — Aber wollten nun auch Sie läugnen, daß das Leben Freuden hat? überschwängliche Freuden? Sie, der Sie ihrer selbst aus der wohlthätigen Hand des Schöpfers erhielten: wollten Sie undankbar seyn, und es läugnen?

Nein, Merville! Nein, ich will es nicht läugnen.

Und es hat also seine Freuden?

Seine kurzen, seine geträumten Freuden.

Wie ungerecht, Chevreau! Sind sie kürzer, sind sie geträumter, als unser Elend? — War die Thräne der Wohllust, die hier in Ihren Augen schimmerte, als Sie sich an Theresens Seite und glücklich sahen; war sie weniger wirklich, als diese Thräne der Wehmuth, die jetzt in eben diesen Augen zittert? Oder wird nicht bald auch diese Thräne versiegen? — Das Daseyn hat seine Freuden, seine wirklichen, mannichfaltigen Freuden: und worauf wird es nun ankommen, als auf die Frage: ob die Freude des Elends, ob das Leben des

Todes werth sey? — Wenn Sie das jetzt nicht finden, mein Freund —

Wie kann ich es finden? — Das Elend des Menschen liegt vor mir da, in seiner ganzen unendlichen Größe, in seiner ganzen namenlosen Mannichfaltigkeit: aber Gott! wie wenig hat er der Freuden! — Und die er noch hat, wie geringe sind sie! wie unvollkommen!

So denkt der Mensch in der Stunde des Unmuths, des Kummers! — Ich könnte sagen, daß vielleicht das Leben von Tausenden unendlich glücklicher ist, als das Ihrige; aber nein! Ich bleibe bey Ihrem eignem Leben. — Sie glauben also, Sie hatten der Freuden so wenig?

Wie darf ich glauben, wovon ich gewiß bin?

Sie betrügen sich, Chevreau.

Das heißt, meine Empfindung betrügt mich. — Und welcher andere Richter, wenn es auf Glück oder Unglück, auf Schmerz oder Vergnügen ankömmt, soll denn gültig seyn, als unsre Empfindung?

Aber eben diese Empfindung — —

Ist in dem Innersten meines Herzens, und kein Vernunftschluß wird sie mir da herausreißen.

Auch denk ich auf keine Vernunftschlüsse. Ohne Zweifel ist jede Empfindung die gültigste Richterin ihrer selbst; aber nicht soll sie über das Vergangne, nicht über das Zukünftige richten. — — Liebster Chevreau! Die jetzige Wolke, die über Ihrem Haupte hängt, wirft nach allen Seiten hin einen grauenvollen Schatten über Ihr Leben; einen Schatten, der alles entstellt, alles verfinstert. — Wenn Sie in die Vergangenheit blicken, so ist nichts, das so leicht im Gedächtniß hervorspränge, nichts, das so voll, so ganz, so lebendig vor Ihnen da stünde, als die Bilder Ihrer unglücklichen Stunden: und die Zukunft — Was ist die Zukunft für Sie? Der gegenwärtige Punkt, zu einem Leben erweitert. Sie geben Ihrem Schmerz Unvergänglichkeit, und glauben, weil Ihr Verlust ewig dauren wird, so müsse auch diese seine Folge gleich ewig

dauren. — Bey einer so unglücklichen Fassung, da alles Uebel, was Sie betroffen, so gedrängt, so schwarz, so fürchterlich vor Ihnen steht, da die Bilder der genossenen Freuden so sparsam und trübe hervorschimmern, wie einzelne Sterne an einem umwölkten Himmel: wie können Sie sich da auf den Ausspruch Ihrer Empfindung verlassen? wie entscheiden, ob die Freuden das Elend ersetzen? das Leben des Todes werth sey? — O Chevreau! Wenn ich nur nicht fürchten müßte, Sie zu tief zu verwunden — —

Mich zu tief zu verwunden?

Nun so hören Sie denn! Ich wünschte, ich könnte mit der Stimme der Allmacht zu Ihnen sagen: »Chevreau, mich gereut meines Rathschlusses. Ich will dein Leben machen, wie das Leben von Tausenden ist. Sieh hier deine Gattin wieder, deine Therese! Sieh auf ihren Armen den Liebling wieder, dessen Leben ihr Tod war.« — Und wenn Sie dann, außer sich vor Entzücken, an ihren Busen sänken;

wenn Sie mit dem ganzen Wonnegefühl eines Vaters den Engel in Menschengestalt an Ihre Lippen hüben: dann wollt' ich nach den ersten Stürmen der Freude ein ruhigers Lächeln erwarten, wollte Sie bey der Hand fassen und wollte sagen: Chevreau, wessen ist mehr in der Natur? der Freude oder des Elends? Und wie bald würde sich Ihre ganze Vergangenheit zu lauter Wonne erheitern! In wie leichten, kaum sichtbaren Nebel würden diese Wolken zerfließen, die jetzt mit einer so schrecklichen Nacht Ihr Leben decken! — Aber wäre denn dadurch dieß Leben, oder wäre blos die Ansicht, die Vorstellung davon verändert? Bliebe nicht Ihre Vergangenheit, wie sie war? und könnten Sie oder irgend ein Sterblicher voraus wissen, wie Ihre Zukunft seyn würde? — Chevreau, wollt' ich noch einmal sagen: ist diese Empfindung der Wohllust werth, daß man auch Elend ertrage? Und wie leicht, wie geringe würde dieß Elend werden! Wie schnell würde die Waagschale, die

es jetzt mit so überwiegender Last zu Boden drückt, in die Höhe steigen! — — Ich betrübe Sie, Freund; verzeihen Sie mir! Aber da ich nun jenes nicht sagen kann, mit der Stimme der Allmacht; versuchen Sie, wie viel Gewalt Ihre Vernunft hat! Stehen Sie bey dem gegenwärtigen Augenblick stille, und theilen Ihr Leben! Ihre Zukunft wird so nicht seyn, wie Ihr jetziger Schmerz sie darstellt: aber auch jede Freude, jede Seligkeit, die ich hineindichtete, würde Sie kränken, würde Ihnen Beleidigung Ihrer Liebe, der ehlichen und der väterlichen, dünken. Sehen Sie also blos ins Vergangne! Bestreben Sie sich nach Unparthehlichkeit in der Schätzung! Untersuchen Sie, wessen da mehr war, des Vergnügens oder des Kummers? —

Welch ein Gespräch, worein Sie mich zogen! — O Merville! Wie sehr ist immer das, was ich antworten soll, meiner ganzen Seele zuwider! Ich verabscheue den Undank: und soll ich nun selbst ein Undankbarer werden? nur einer

scheinen? — Nein, mein Freund! Nein, ich will sagen, daß ich der Freuden viel hatte.

Nur sagen, wenn Sie's nicht denken? —

Ich wills sagen, weil ichs auch denke. — Und gewiß! Der Gott, der mir diesen Odem gab, er gab mir auch der Freuden nicht wenig. — Sie sehen, wie gern ichs bekenne.

Sie müssen es auch bekennen. Denn hatten Sie keine Freuden, woher der Kummer über Ihren Verlust? Oder waren dieser Freuden so wenig; woher das Uebermaaß Ihres Kummers? — Wenn Sie nun aber jene Schätzung Ihres Lebens vornehmen, mein Freund; nach welchen Begriffen wollen Sie schätzen? Blos nach Glück und nach Unglück? nach Lachen und Thränen? nach erfüllten und vereitelten Hoffnungen? nach Träumen und Wirklichkeiten? —

Wie anders, wenn ich sie vornehme? —

Sagen Sie lieber: wie falscher? — Eben das ist der Fehler, der uns so ungerecht gegen den Himmel macht: daß wir immer mit un-

sern Begriffen Grenzen ziehen, die nicht in der Natur sind, immer trennen und sondern, wo in der Wirklichkeit sich alles vermischt, alles vereinigt. — Schmerz ist oft mehr Wohllust als Schmerz; Schrecken hat seine süßen Schauder; Unglück wird angenehm in der Erinnerung; Gefühl der Schwäche treibt den Freund in die Arme des Freundes; Traurigkeit erweicht zu jeder feinern Empfindung das Herz; Noth giebt Gefühl unsrer Kraft, unsres Werthes; Träume von Glückseligkeiten sind wahr in der Empfindung. — So, Chevreau; so das Leben berechnet — — Aber wie kann ich das jetzt, bey einer Fassung, wie die Ihrige, fordern? — Hören Sie also mich, der ich unglücklich war! mich, der ich alles verlor, was auch Sie verloren, und ein Herz hatte, das fühlen konnte! Der Tumult der Leidenschaften schweigt jetzt in meiner Brust; nichts kann mich mehr partheyisch gegen den Himmel machen, nicht übermäßige Freude, nicht übermäßiger Kummer; der Zustand meiner Seele ist

Ruhe. Mit dieser Ruhe seh ich zurück in mein Leben, und was ich da finde, macht mich zufrieden mit Gott. Der heitern Stunden waren mehr, als der trüben; des Guten unzählig mehr, als des Bösen. — In eben dem Lichte erscheint mir das Leben von Tausenden, in so weit ich es schätzen kann; in eben dem Lichte das Leben des Thiers und des Wurms? weil sie eben der Gott schuf, der auch mich ins Daseyn rief: und nun, Chevreau — Wie soll ich Ihnen für die Vermehrung danken, die Sie meiner Glückseligkeit gaben? für den herrlichen Glanz, den Sie rund um mich her auf die Welt ergossen? — Jede Spanne Land also, auf die ich trete, ist Grabstätte von Tausenden? Willkommner Gedanke! Diese Tausende waren da, genossen des Lebens, fühlten sich glücklich. Jeder Staub, der vor mir auffliegt, war empfindende Nerve? Süße Idee, und wenn du ein Traum wärst! Diese Nerve ward zum Vergnügen gespannt. Sie hat öfter der Wohllust, als dem Schmerze gezittert. — — Ich

sehe nun nichts mehr zu zweifeln, nichts mehr zu fragen, als dieses Einzige: warum währt diese Freude nicht ewig? warum muß Tod in der Natur seyn?

Ich weiß, was Sie antworten werden. Wenn Leben seyn muß, werden Sie sagen ——

Nun ja! Dann muß nothwendig auch Tod seyn. Tod ist die Bedingung des Lebens; gegründet mit allen seinen Schrecknissen, mit allem ihm vorangehenden Elende in eben der Natur, worin auch unsre Freuden sich gründen. — Aber ob Leben seyn müsse? Das, Chevreau, das können Sie nun nicht mehr fragen.

Auch nicht fragen, warum dieses Leben seyn müsse, kein andres? warum eben diese Natur seyn müsse, die uns zu Theil geworden? diese zerstörbare, hinfällige, so unendlichem Jammer ausgesetzte Natur?

Was soll ich antworten, wenn Sie das fragen? — Soll ich Sie auf das ganze System der Schöpfung verweisen? auf den unzer-

trennlichen Zusammenhang aller Glieder dieser Kette, wo keins ohne das andre seyn kann? — Nein, Chevreau! diese Betrachtungen führen zu weit und in zu heiliges Dunkel. Lassen Sie mich Ihrer Frage eine andre entgegensetzen: Sie wünschen doch Freuden? Sie begehren doch Glückseligkeiten? — —

Wie jeder, der denkt und empfindet.

Und was für Glückseligkeiten? die Sie kennen, oder die Sie nicht kennen? Von denen Sie einen Begriff haben, oder von denen Sie keinen haben?

Ohne Zweifel die, von denen ich einen Begriff habe.

Nun so sehen Sie denn! Sehen Sie, in welche Widersprüche Sie sich verwickeln! in welche Widersprüche sich jeder verwickelt, der anfängt mit Gott zu rechten. — Unsre Freuden wollen wir haben, gerade diese unsre eignen Freuden, gebunden an diese unsre eigne Natur, uns werth geworden durch diese unsre eigne Empfindung: aber diese unsre Natur

nicht, mit der sie doch nothwendig verknüpft sind. — Sollten wir nicht erröthen, Chevreau, wenn wir die Thorheit der Anklagen erwägen, womit wir die ewige Weisheit vor unsern Richterstuhl ziehen? — Kein Wort mehr von diesem Einwurfe! Er ist zu ungründlich, zu nichtig. — — Das Leben hat also seine Freuden, seine großen überschwänglichen Freuden; wir Undankbaren vergessen den größten Theil derselben bey der Berechnung; eben die Natur, die uns diese gewährt, bringt den Tod unzertrennlich mit sich; es wäre Unsinn, mit der Vorsehung zu hadern, daß sie uns diese Natur gab und keine andre, daß sie den Menschen zum Menschen schuf, nicht zum unsterblichen Engel; die Bitterkeiten des Todes — o wie konnt' ich bis jetzt diesen größten Gedanken vergessen! — sie werden uns durch Aussichten auf ein besseres Leben versüßt, durch Hoffnungen einer Ewigkeit, wovon uns alles versichert, die Erkenntniß unsrer selbst, die Erkenntniß der Welt und des Schöpfers: Und

wenn nun das alles so ist, wie es ist; wie kann der Mensch noch den Himmel anklagen, und in dem Plan seines Lebens nur Spuren einer feindseligen Macht, nicht einer allwaltenden Güte finden? — — Doch immer, Chevreau; immer erscheint uns noch der Tod als ein bloßes Uebel, obgleich als ein nothwendiges Uebel. Sollt' er nicht mehr seyn, als das? Sollt er nicht auch Vater des Guten seyn? Urheber von Glückseligkeiten, die ohne ihn nicht statt finden würden?

Urheber von Glückseligkeiten? Der Tod? —

Wie es alle Uebel in der Natur sind. — Sie sehen dort über den Hügeln zur Rechten fürchterliche Gewitterwolken. In dem Schooß dieser Wolken schläft Zerstörung bey Fruchtbarkeit, Heil bey Verderben. Und wenn wir Acht gäben, Chevreau; — sollte sich nicht eben das auch bey diesem schrecklichsten Uebel, dem Tode, finden? — Doch der trübere Himmel und dieser jähe Sturm, der den Staub durchs Thal treibt: sie verkündigen uns die Heran-

näherung des Gewitters. Lassen Sie uns den Schutz unsrer Wohnung suchen! Lassen Sie uns dort unter dem Brüllen des Donners und unter fürchterlich herabströmenden Regengüssen unsre Betrachtungen über den Tod, unsre Betrachtungen über den Gott vollenden, der in Stürmen und Ungewittern eben so anbetungswürdig ist, als in dem lieblichsten Wehen der Morgenluft, wenn die glühende Sonne über den frohen Hügeln heraufsteigt.

Die Fortsetzung künftig.

Ende des zweyten Theils.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Pluib

Engel

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Engel, Johann Jakob, 1741-1802 [Herausgeber]

Der Philosoph für die Welt

Bd.: 2

Leipzig 1787

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 946 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11272995-1
VD18 80001084-001